

Moritz Haubold von Schönberg.

Lebensbild , verfasst auf Grund seiner i.J. 1847 niedergeschriebenen und von da ab alljährlich durch Nachträge ergänzten Selbstbiographie.

(im Besitz von Dorli Schlieffen, Sierzig.)

Moritz Haubold von Schönberg wurde als ältestes Kind des kursächsischen Hauptmanns Karl Haubold v. Schönberg und der Wilhelmine, geborenen v. Schönfeld, z.d. Hause Löbnitz bei Düben am 22. September 1770 in Dresden geboren. Das Regiment „Kurfürstin“, in dem sein Vater diente, stand in Delitzsch in Garnison, war aber damals gerade an der Reihe, die Garnison Dresden für die Dauer eines Jahres als Wachregiment zu verstärken.

Moritz Schönberg wurde zusammen mit einem Vetter, Karl v. Schönfeld, einfach und streng erzogen. Bis zu seinem 12. Lebensjahr erhielt er häuslichen Unterricht.

I.J. 1782 wiederholte sich die Kommandierung seines Vaters auf 1 Jahr nach der Residenz Dresden und brachte der weiteren Ausbildung des jungen Schönberg erheblichen Vorteil. Denn es wurde dadurch möglich, dass er von da ab die Dresdner Kreuzschule besuchte und dort auch blieb, nachdem sein Vater wieder in seine Provinzgarnison zurückgekehrt war. Im Herbst 1784 wurde er in das kurfürstliche Pagen-corps aufgenommen, eine grosse Vergünstigung in jener Zeit. Denn diese 16 Pagen genossen den Vorteil einer unentgeltlichen Erziehung. Voraussetzung der Aufnahme war der Nachweis von 16 Ahaem alten Adels.

Leider waren die Zustände am Pagen-corps sowohl in Bezug auf den Unterricht als in Bezug auf die Erziehung sehr unerfreulich, in der Erinnerung an jene 4¹/₂ Jahre mußte Schönberg später sagen, dass sie „für Geist und Herz rein verloren waren“.

Ostern 1789 bezog er die Universität Leipzig. „Man kann“, schreibt er, „nicht trauriger vorbereitet und mit weniger Kenntnissen ausgestattet sein, als ich es war. Eine unvollkommene Kenntnis der



lateinischen Sprache war der ganze Schatz meines Wissens,"
 Aber die Erkenntnis der Wissenslücken wurde ihm ein Ansporn,
 sie mit Aufbietung aller Energie auszufüllen. Ein Privatdocent, ~~bei~~
 bei dem er Vorlesungen hörte, auch gleichzeitig Repetitorien nahm,
 brachte ihn nach kurzer Zeit soweit, dass er Vorlesungen in
 deutscher Sprache lateinisch nachschreiben und sich über juris=
 tische Begriffe lateinisch ausdrücken lernte. Er war sehr fleissig.
 Nach nur knapp 3 jährigem Studium, zu Weihnachten 1791, bestand
 er vor dem Oberhofgericht Leipzig, der damaligen Prüfungsbehörde,
 das Examen mit der 1. Zensur. Als Auditor, - dem heitigen „Re=
 ferendar“[„]entsprechend, - wurde er sogleich am Oberhofgericht an=
 gestellt.

Inzwischen hatte er im Dezember 1791 seinen Vater verloren. Die
 nun verwittwete Mutter konnte mit Hülfe einer Unterstützung
 aus der Schönbergschen Familienkasse - als bescheidene Pension

5

hätte allein nicht zugereicht -gerade auskömmlich leben, während seine einzige Schwester Wilhelmine von einem Onkel, Major v. Schönberg, ganz in das Haus aufgenommen wurde, nach dessen Tode zog sie mit ihrer Mutter zusammen. (1819)

Ostern 1793 wurde Moritz Schönberg nach bestandnem Assessor-Examen bei der Landesregierung in Dresden angestellt und zwar gleichzeitig mit seinem Freunde Senft, - dem Späteren Sächsischen Minister -, mit dem er schon von der Universität her eng befreundet war. Nur 3 Jahre später wurde er, nach Ablegung abermaliger vorgeschriebener Prüfungen, wiederum mit Senft zusammen, Hof- und Justizrat. Er hätte aber von dem damit verbundenen sehr bescheidenen Anfangsgehalt und erst recht bis dahin von dem dem Assessor- und dem Auditor-Gehalt nicht auch nur einigermaßen standesgemäss leben können, wenn er nicht schon Ostern 1792 zum Kurfürstlichen Kammerjunker ernannt worden wäre. Damit erhielt er, wie damals für junge Leute seines Standes üblich, gleichzeitig eine gut dotierte Hofstelle, die verpflichtete ihn nur zu gelegentlichen Dienstleistungen bei Hofe, namentlich bei feierlichen Anlässen, und brachte ihn im übrigen in erwünschte persönliche Beziehungen zu den Mitgliedern der Kurfürstlichen Familie.

„In Dresden fand Schönberg freundliche Aufnahme in den Häusern vieler damals massgebenden Persönlichkeiten. „Eine der innigsten „Freundschaftsverbindungen war die mit der Familie des damaligen Appellationstates Körner. Mein Freund Senft führte mich „schon i. J. 1793 daselbst ein und ich wurde nach und nach so eng „mit ihnen vertraut, dass ich in ihr Haus zog und an ihrem „Tisch gieng. :—Die lieben Körners standen mit den geistreichsten „Menschen der Zeit in Verbindung. Ich lernte Schiller, die Gebrüder Humboldt, Herder, die Brüder Schlegel, Tieck, Graf Hoffmanns- „egg, Frau von der Reck, die Herzogin von Curland u. s. w. kennen. „und sah Emma und Theodor, die so ausgezeichneten Kinder, heran- „wachsen, sich geistig entwickeln und erlebte ihren Tod. Graf Gess- „ler, (der preussische Gesandte in Dresden) war namentlich ein „inniger Freund des Hauses und er ward auch der meinige. Ich lebte „später viel mit und bei ihm und er liess es sich freundlich an- „gelegen sein, mich in die neuere - besonders die italienische - „Litteratur einzuführen. Ein treuer Freund, der mit mir im Kör-

„herrschen Hause viel aus und einging, wurde mir in dem Grafen Detlev
 Einsiedel, dessen Liebe und Freundschaft mich unerschütterlich
 „durch das Leben begleitet hat, obgleich politische Ereignisse prä-
 „fend dazwischen traten und uns in unsrem Beruf von einander trenn-
 „ten.
 „Bei dem lieben Körners war ich wie das Kind vom Hause und wenn ich
 „von oft drückenden und überhäuftem Geschäften heimkam, fand ich die
 „treueste Pflege und lieblichste Erholung. Eine Pflgetochter, Julie
 „Kunze ,später an einen Herrn v. Einsiedel verheiratet, ein liebes hol-
 „des Mädchen, mit ausgezeichnetem musikalischem Talent und herrlicher
 „Stimme begabt, trug sehr viel zu dem genussreichen Umgang bei. Frei-
 „lich übten die lieben Körners, hauptsächlich aber ihre Schwester
 „Dora, einen kleinen freundschaftlichen Despotismus an mir aus; denn
 „sie mochten es nicht wohl leiden, dass ich mich auch andern Fami-
 „lien anschloss und das verursachte oft harte Kämpfe.
 „Zu dem für mein ferneres Leben folgenreichsten Verbindungen gehört
 „aber die mit meinen nachherigen Schwägern, dem Grafen Henrich und
 „Ferdinand zu Stolberg=Wernigerode. Sie waren i. J. 1792 unter Auf-
 „sicht eines Herrn v. Zanthier, eines ehemaligen preussischen Offi-
 „ziers, nach Dresden gekommen, um dort ihre weitere Ausbildung zu er-
 „halten. Ihr daselbst als Hauptmann bei der Garde stehender Onkel von
 „mütterlicher Seite, Graf George zu Stolberg=Stolberg, den ich bei
 „Hofe öfters sah und der eine günstige Meinung von mir fasste,, war zu
 „zunächst die Ursache, dass ich mit seinen Neffen bekannt wurde.
 „Diese Bekanntschaft ging bald in die innigste Freundschaft über und
 „ich war fast der tägliche Gesellschafter und Begleiter der jungen
 „Grafen. Im Winter 1794 machten sie eine Reise nach Wernigerode, wo
 „mir die Freude wurde, sie zu begleiten und wo ich das Glück hatte,
 „zum ersten Mal in eine Familie zu treten, in der, mir unbewusst, die
 „Quelle meiner zeitlichen Glückseligkeit verborgen war. Gräfin Luise,
 „die zweite Tochter des Hauses, mit Anmut des Geistes und äusserer
 „Lieblichkeit reich ausgestattet, machte damals gleich den tiefsten
 „Eindruck auf mich, doch ohne dass ich meine Gedanken zu Wünschen zu
 „erheben wagte, deren Erfüllung unmöglich schien. Nach einigen Wo-
 „chen und nachdem ich am 24. November durch die Feier des geburts-
 „tags der Gräfin Luise Zeuge eines Familienfestes gewesen war, von
 „dem ich bisher noch keinen Begriff hatte, kehrte ich mit einem Sta-
 „chel im Herzen mit meinen jungen Freunden nach Dresden zurück.
 „Im Jahre 1796, Als sich die Stolbergsche Familie auf den Gütern

in Schlesien sich befand, wurde mir die Erlaubnis zu Teil, sie zu besuchen und ich verlebte sehr glückliche Tage. Meine Augen mochten mein Herz verraten haben, denn die Älteste der Töchter des Hauses, Gräfin Anna, gab mir auf einem Spaziergang deutlich zu verstehen, dass die darin verborgenen Wünsche zu den vergeblichen gehören möchten. Doch der Freundschaft und dem Wohlwollen gegen mich schien dieses keinen Eintrag tun zu sollen. Denn es wurde zwischen den Gräfinnen und mir, und namentlich mit Gräfin Luise, eine Correspondenz gewöhnlich, die durch mir erteilte Aufträge zunächst herbeigeführt wurde und welche mich mit der Familie in steter Verbindung erhielt. Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in Schlesien kehrte ich nach Dresden zurück und hatte bald die Freude, die ganze Familie auf ihrer Durchreise daselbst zu sehen und einige Tage mit ihr zu verleben.

Im Jahre 1798 unternahm meine jungen Freunde eine Reise durch das südliche Deutschland und ich wurde von ihrem verehrtem Vater wohlwollend eingeladen, sie unter Herrn v. Zaithiers Obhut zu begleiten. Wir reisten Ende April von Dresden aus durch das sächsische Erzgebirge und Voigtland und machten bei dieser Gelegenheit der Fürstlich Schönburgschen Familie unsere Aufwartung. Wir sahen da zuerst die holdselige Prinzessin Jenny, nachmalige Gemahlin des Ältesten meiner beiden Reisegefährten. -- Wir setzten, nachdem wir an den Reussischen Höfen unsere Cour gemacht, unsere Reise über Bayreuth und Ansbach, wo ich den nachmaligen Fürsten Hardenberg als damaligen dirigierenden Minister der fränkischen Fürstentümer sah, durch Bayern, Salzburg und Österreich fort. In Bayern lernten wir den trefflichen Sailer kennen. In Wien hielten wir uns mehrere Wochen auf, wurden auch dem Kaiser Franz durch den Sächsischen Gesandten, Grafen von Schönfeld, vorgestellt, der in Abwesenheit des Preussischen Gesandten für denselben fungierte. Von Wien machten wir eine Reise nach Schemnitz in Ungarn und gingen dann durch Steiermark, Kärthen und Krain nach Triest. Es war unsere Absicht, Venedig zu sehen. Aber auf der Reise dahin, die wir wegen widrigen Windes zu Lande machen mussten, wurde mein jüngerer Freund Ferdinand in Palma nuova krank und wir reisten daher durch das Österreichische Friaul zurück. In Kreimburg blieben wir einige Wochen bis zur Wiederherstellung des lieben Kranken und setzten dann unseren Weg durch Tirol, Schwaben über Frankfurt bis Werraigerode

8

ununterbrochen fort, wo wir im Dezember ankamen. Wir hatten eine interessante Reise vollendet, über welche ich ein ausführliches Tagebuch hielt. Nach einem Aufenthalt von ein paar Wochen in Wernigerode kehrte ich mit dankerfülltem Herzen. - nach Dresden zurück."

2 Jahre später wurde Schönberg ausser der Reihe zum wirklichen Appellationsrat, nach einem weiteren Jahr (1801) zum Geheimen Referendarius mit Sitz im Geheimen Consilium befördert. Damit wurde er endlich auch in wirtschaftlicher Beziehung in eine günstige Lage versetzt. „Als Geheimer Referendarius hatte er (etwa entsprechend der Stellung eines Ministerialrates) die Justiz-, Lehn- und Polizeisachen zu bearbeiten. Diese Aufgaben verursachten zeitweise eine ausserordentliche Belastung, so z.B. während der grossen, durch Misserate hervorgerufenen Teuerung im Erzgebirge und Voigtland i.J. 1805.

Eine Bekanntschaft von besondrer Bedeutung, die in jene Zeit fiel, war die mit Graf Dohna in Hermsdorf bei Dresden. Er war verheiratet mit einer Tochter des verstorbenen Hausmarschalls v. Schönberg, wurde Witwer und heiratete in 2. Ehe die Gräfin Friederike zu Stolberg, die jüngste Tochter des Wernigeröder Hauses. (1806).

„Dohna's" heisst es in der Selbstbiographie, „sind eigentlich die Werkzeuge dazu geworden, dass ich der beglückte Gemahl der teuren Luise wurde. Sie hatten die Sache in Wernigerode zur Sprache gebracht und Dohna eröffnete mir, dass mein Antrag Gehör finden würde.--Ich hielt um die Hand meiner geliebten Luise an und bekam von ihr und Eltern und Geschwistern bald ein beglückendes Ja. Im November 1807 verliess ich Dresden mit Urlaub, bat aber bald um meine Entlassung aus dem Staatsdienst, blieb jedoch dabei Sächsischer Kammerherr. Am 21. Dezember desselben Jahres wurde das Band unsrer Ehe in der Schlosskirche zu Wernigerode eingeseget und ich lebte dann mit meiner geliebten Luise im Hause meiner Schwiegereltern, anfangs in Ilseburg und dann in Wernigerode."

Dieser Übersiedlung von Dresden nach Wernigerode lag der dort gefasste Plan zu Grunde, dass Schönberg seinem nammehrigen Schwiegervater bei Verwaltung des Besitzes beratend und helfend zur Seite stehen, ja gegebenenfalls die Geschäfte ganz oder teilweise als Bevollmächtigter selbstständig führen würde. Und dieser Plan wiederum beruhte auf der unter dem Eindruck der über Preussen

hereingebrochener Katastrophe entstandenen Annahme, dass die Söhne d
 des Hauses Wernigerode verlassen würden. Diese Annahme erwies
 sich jedoch als irrig. Die Söhne blieben zu Hause, ja sie mussten
 auch zu Hause bleiben, da ein Dienst in der Armee nach dem Til-
 siter Frieden für sie nicht mehr in Frage kam. Die Grafschaft
 Wernigerode war unter die Herrschaft Jeromes, des „Königs von
 Westfalen“ gekommen und den beiden Ältesten Söhnen Heinrich und
 Ferdinand fiel nun die Aufgabe zu, die Verhandlungen mit den neu-
 en Machhabern zu führen. In anbeacht dieser Entwicklung, die
 sich im Sommer und Herbst 1807 nicht hatte voraussehen lassen,
 erkannte Schönberg, dass seine weitere Mitwirkung in Wernigero-
 de nicht nötig sei und erwog eine Rückkehr nach Sachsen.
 In dieses trübe Jahr 1808, gekennzeichnet durch den immer fühl-
 barer auf Wernigerode lastenden Druck der Fremdherrschaft, für
 das Schönbergsche Paar im besonderen durch die Ungewissheit über
 seine weitere Existenz, fiel am 23. Oktober ein heller Sonnen-
 strahl: die Geburt der kleinen Auguste, so genannt nach ihrer
 Grossmutter mütterlicherseits.

Schönbergs Bemühen, wieder in den Sächsischen Staatsdienst zu-
 rückzukehren, hatte inzwischen Erfolg gehabt. Er erhielt die Stelle
 eines Geheimen Finanzrats und trat sie Anfang d. J. 1809 an. /e
 Im Mai folgte Luise mit ihrem Töchterchen nach und nun richtete
 die Familie ihren neuen Hausstand in Dresden ein.

I. J. 1811 kaufte Schönberg seinem Schwager Dohna das kleine
 Rittergut Dohna bei Dresden ab, um auf Grund dieses Besitzes den
 Eintritt in die Sächsische Ständeversammlung zu erlangen, was
 ihm mit Rücksicht auf seine Erfahrung in der Staatsverwaltung
 sehr nahe gelegt worden war. Von der Ritterschaft des Meissner
 Kreises, zu dem Dohna gehörte, wurde er auch alsbald in die lei-
 tende Stelle, d. h. zum Vorsitzenden, gewählt. Damit erhielt er
 eine Gelegenheit, sich auch auf ständischem Gebiet zu bestäti-
 gen. Ausserdem wurde er zum ritterschaftlichen Mitglied der
 Kreisdeputation des Meissner Kreises gewählt, einer Behörde, der
 es oblag, die Verpflegung fremder Truppen und die Aufbringung der
 dazu erforderlichen Mittel zu regeln. Die folgenden Kriegsjahre
 1812 - 1815 sollten ihm reichliche Arbeit in dieser Beziehung
 bringen.

Das Jahr 1812 begann mit den im grössten Stil betriebenen Vor-
 bereitungen zu dem russischen Feldzug. Nachdem ein grosser Teil
 der französischen Armee, einschliesslich der Rheinbudenstruppen

durch Sachsen durchmarschiert war, erschien Napoleon selbst mit grossem Gefolge in Dresden. „Er gab deutlich zu verstehen, dass er nicht als Gast erscheine, sondern im eignen Hause sei. Ich hatte im Geheimen Finanzkollegium das Postdepartement und ging bis Hohenhausen den Reisenden entgegen um zu sehen, ob die unglücklichen Bauernpferde auf der Stelle wären. Napoleon war in Dresden auf dem Kulminationsspunkt seines Übermuts. er liess solches den Deutschen Fürsten auf alle Art fühlen. Ihre Zahl war so gross, dass man sich garnicht um sie in den Vorgemächern, wo sie sich mit dem andern Tross aufhielten, kümmerte. Und wie herablassend der Mächtige seinen sogenannten königlichen Wirt behandelte, davon war ich bei einem Concert im grossen Redoutensaal Zeuge, wo er zwischen der Kaiserin v. Österreich und der Königin v. Sachsen sitzend das Textblatt fallen liess und indem die gute Königin sich soweit vergass, es mit eignen Händen aufzuheben, er ihr weder solches dankte noch es wieder in die Hand nahm, sondern dem diensttuenden Kammerherrn nachlässig winkte, das Blatt von der Königin anzunehmen.“ Alles war in Dresden in höchstem Glanze.

„Noch war ich Zeuge eines Aktes der rücksichtslosesten Willkür des Zwingherrn. Ich musste wieder wegen seiner Reise bis an die schlesische Grenze vorkusgehen. Auf den Stationen waren Kavallerie-Eskorten aufgestellt, die den Wagen begleiteten. Das Dragoner-Regiment „Johann“ traf das Los dieses Dienstes. Durch seine schöne Haltung und seine Pferde hatte es das Glück, dem Auge Napoleons zu gefallen. Als er auf der Grenze angekommen war, und die sächsische Dienerschaft sich beurlaubte, äusserte er das Begehren, dass auch dieses Regiment, obwohl das ganze Contingent schon vollzählig gestellt und bei der Armee war, folgen sollte. Es musste geschehen und fast kein Mann sah den vaterländischen Boden wieder.“

Es folgte der verhängnisvolle Feldzug in Russland, der Brand von Moskau, der Rückzug und die Vernichtung der „Grossen Armee.“ General York schloss für sein Contingent den bekannten Waffenstillstand von Tauroggen mit den Russen ab. 2 Monate später erschien, mit Ungeduld von allen preussischen Patrioten erwartet, der Aufruf Friedrich Wilhelms des Dritten „An mein Volk!“ Es begann der Befreiungskrieg.

Für Sachsen entstand eine äusserst schwierige Lage. Es hatte s. Zt. bald nach der Schlacht von Jena mit Napoleon unter günstigen Bedingungen Frieden schliessen können und sich damit seine Selbst-

ständigkeit erhalten. Darüber hinaus hatte es sich volle 5 Jahre der Schutz und das Wohlwollen Napoleons erworben. Der Preis war die Vassallenstellung im Rheinbund. Gab es jetzt diese gesicherte Stellung auf, um sich den Verbündeten - Preussen und Russland - anzuschließen so war das Land infolge seiner geographischen Lage und seiner beschränkten militärischen Kräfte sofort dem Zorn und dem Zugriff Napoleons hilflos ausgeliefert. Es hatte kein „Memel“ als Schlupfwinkel. Unter diesen Umständen musste König Friedrich August noch viel vorsichtiger sein, als es Friedrich Wilhelm der Dritte während der ersten Monate des Jahres 1813 gewesen war. Er musste laviieren. Er hoffte dadurch Zeit zu gewinnen. Hatten die Verbündeten Erfolg, so konnte er zunächst einmal Neutralitätsverhandlungen mit Österreich führen und sich bei weiterem günstigen Verlauf der Ereignisse auf diese Weise allmählich aus seinem Abhängigkeitsverhältnis gegenüber Napoleon lösen.

Um sich den unmittelbaren Einwirkungen des Krieges zu entziehen und in seinen Entschlüssen freier zu sein, verließ Friedrich August Dresden und zog sich nach Plauen zurück. Er tat damit dasselbe was Friedrich Wilhelm v. Preussen einige Wochen zuvor getan hatte, indem er sich von Berlin nach Breslau begeben hatte. Leicht war ihm dieser Entschluss nicht. Bedenken über Bedenken quälten ihn; schnelle Entschlüsse lagen ihm nicht. Dazu kam, dass er mit begeisterter Verehrung an Napoleon hing, dessen überragende Größe er für unerschütterlich hielt, während ihn selbst die Wechselfälle des Lebens grämlich und kraftlos gemacht hatten. Seine Abgeschlossenheit war sein Fehler. In den entscheidenden Wochen und Monaten zu Anfang d. J. 1813 hatte er keinen Ratgeber, der das gewaltige Wehen der Zeit verstanden hätte; keinen, der ihm sagte, wie in seinem Volke die gewaltige Erregung der Gegenwart nachzitterte.

Die Dresdner Bevölkerung wurde durch die Abreise des Hofes (25. 2.) schmerzlich berührt. Schon wurden täglich kleinere Trupps gefangener Russen durch die Stadt nach Nossen geschafft, schon kam es in der nächsten Umgebung zu kleinen Scharmützeln.

Am 7. März traf General Reynier, vor den Russen zurückweichend, in Dresden ein. Am nächsten Tage folgte ihm sein (7.) Armeekorps, besser gesagt: dessen Trümmer. Mit erfrorenen Gliedern, abgerissen, abgezehrt, kaum noch eines Widerstandes fähig, schlichen sie durch das „Schwarze Tor“ herein.

In den folgenden Tagen kam es zu schweren Unruhen in Dresden und zwar

wegen der bevorstehenden, vom französischen Oberkommando befohlenen Sprengung der Elb-Brücke zur Deckung eines eventuellen Rückzugs. Das Volk rottete sich zusammen, hinderte die vorbereiteten Arbeiten der Sappeure (Pioniere) und Steine flogen gegen das Brühlsche Palais, Reyniers Quartier. Seiner Ruhe und Mässigung war es zu danken, dass Blutvergiessen vermieden wurde. Aber am 13. März verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, an Stelle von Reynier übernehme Davoust den Oberfehl und sei schon im Anmarsch. Der Schrecken war gross, denn Davoust war wegen seiner rücksichtslosen Strenge in Deutschland gefürchtet, ja verhasst. Am Morgen des 13. März marschierte er in der Tat über Wisdruff in Dresden ein, nachdem er tags zuvor die Brücke in Meissen hatte sprengen lassen. Auch seine Truppen waren freilich nicht im besten Zustand.

Schon am folgenden Tage stellte er durch Aufklärer fest, dass Kosaken in der Gegend von Klotzsche streiften und die Lage ernst war, als er zuerst angenommen hatte. Die Vorbereitungen zur Brückensprengung wurden daher beschleunigt und gleichzeitig verstärkt: nicht nur 1 Bogen, wie zunächst geplant war, sondern 2 Bogen und 1 Pfeiler. „Ich machte“, schreibt Schönberg, der das Lazarethwesen unter sich hatte, „gezwungen die Bekanntschaft von Davoust, der mir befahl, die, auf dem Neustädter Rathause befindlichen vom Typhus befallenen Kranken in wenigen Stunden nach der Altstadt schaffen zu lassen. Ich schritt durch Kranke und Tote, die Krankenwärter waren davongelaufen. Ich musste Baugesangene requirieren und um das Beispiel eigener Aufopferung zu geben, warf ich mit eigener Hand die schmutzigen Matrazen zum Fenster hinaus auf die Strasse, um sie nebst den transportablen Kranken auf Wagen fortschaffen zu lassen. In der Nacht um 12 Uhr war das Werk vollendet. Ich ging eben, als die Glocke der Kreuzkirche diese Zahl verkündet hatte, über die Brücke und kam gerade an das Crucifix, als solches mit Seilen heruntergezogen wurde, um es in Sicherheit zu bringen. Den übrigen Teil der Nacht brachte ich im Zeughause zu, wohin die armen Kranken geschafft worden waren, und konnte ihnen nichts als Wasser zur Erquickung reichen. Aber ich machte die Erfahrung, dass bei verpesteten Lazarethräumen nichts heilsamer ist, als die Kranken in andre Lokale und frische Luft zu bringen. Kein einziger meiner armen Pflinglinge starb in dieser Nacht. Davoust räumte sofort Dresden (13.) und nahm vom Kranken mit, was zu trans-

portieren war."

Am morgen des 19. März, unmittelbar vor Davousts Abmarsch, war die Brücke gesprengt worden. 6 Tage später, am 25. März früh, marschierte auch General Durutte, der mit dem verbliebenen kleinen Rest der französischen Truppen inzwischen in grösste bedrängnis geraten war und deshalb eiligst noch Bayern zur Verstärkung angefordert hatte, aus Dresden ab. Wenige Stunden später rückten die ersten Russen - Kosaken und Jäger - in der Neustadt ein. Eiligst wurde nun unter Benutzung von 1100 starken Bäumen eine Flossbrücke hergestellt und am 29. März konnte das Korps Winzingerode auf ihr in die Altstadt einmarschieren. In Kügelgens "Jugenderinnerungen eines alten Mannes" sind diese Tage und insbesondere auch der Einzug der Russen sehr anschaulich geschildert.

Es erschienen nun zahlreiche Aufrufe und Proklamationen, teils von den Heerführern der Verbündeten, teils von privater Seite. Auch Theodor Körner erliess einen flammenden Aufruf an die Sachsen.

Der Monat April mit seinen fortwährenden Durchmärschen stellte die Lazarethkommission vor die denkbar schwierigsten Aufgaben, Es mussten 2000 Russen und 400 Preussen untergebracht werden. Diejenigen öffentlichen Gebäude, die als Spitäler überhaupt in Frage kamen, waren z.T. ungeeignet und langten überdies nicht zu. Es fehlte an Wäsche, Betten und Verbandzeug. Auch wurde die Ansteckungsgefahr immer grösser. schon waren eine grössere Anzahl Ärzte, Chirurgen (diese wurden damals noch nicht zu den Ärzten gerechnet, waren auch keine Vollmediziner) und Krankenwärter teils erkrankt, teils gestorben.

Unterdessen wartete Alles auf eine baldige Entscheidung des Königs über seine weitere politische Haltung. Am 1. Mai erwartete man den Oberst v. Carlowitz aus Prag, wo sich der König jetzt aufhielt, zurück. Alles hoffte, er würde die Erklärung mitbringen, dass Sachsen dem russisch-preussischen Bündnis beitrete. Aber diese Erklärung kam nicht. Oberst v. Carlowitz brachte nur gleichlautende Briefe an den Zaren und an den König Friedrich Wilhelm den Dritten, worin der König ihnen die inzwischen mit Osterreich erzielte Übereinstimmung der Ansichten und Grundsätze anzeigt und ihnen mitteilt, dass er sich den Massnahmen Osterreichs anschliessen werde. Aber am nächsten Tage (2. Mai) trat durch den für Napoleon günstigen Ausgang der Schlacht bei Grossgörschen eine völlige Wendung ein

Zunächst zwar kamen am 3. Mai Nachrichten von einem angeb-

lichen grossen Sieg der Verbündeten. Allein schon am 4. Mai sah man auf den Strassen von Dresden ein befremdliches Hin und Herlaufen. Über die Brücke fluteten lange Reihen von Truppen, Fahrzeugen und Geschützen der Neustadt zu. In den folgenden Tagen wuchs die Spannung. noch war es nicht möglich, genaueres zu erfahren. Aber am 8. Mai sah man den König Friedrich Wilhelm durch dasselbe Tor, durch das er vor wenig Wochen seinen Einzug gehalten hatte, Dresden wieder verlassen. Und nun wälzten sich die russischen und österreichischen Truppen bunt durchmengt, in eiliger Flucht, dem rechten Ufer zu, ohne Trommelwirbel, ohne schmetternde Trompeten.

Die Verbündeten sprengten die von ihnen erbaute Notbrücke und zündeten die Schiffbrücken an. Am Mittag des 8. Mai kamen die ersten französischen Reiter auf den Altmarkt. „Die verwundeten und kranken Preussen und Russen wurden“, schreigt Schönberg, „so weit nur möglich auf der Elbe nach Böhmen geschafft, doch blieben ihrer noch eine ziemliche Anzahl zurück. Noch am Morgen des Tages des Einmarsches der Franzosen ging ich mit General Carcra in die Lazarethe der Neustadt, wo er seinen armen Landsleuten einige Spenden austeilte und sie tröstete. --Nach dem Einzug der Franzosen nahmen mehrere französische Ärzte in Beschlag, um die Lazareth-Lokale in der Neustadt zu untersuchen. Wir setzten auf einem Kahn über die Elbe und verrichteten unser Geschäft. Den Rückweg nahmen wir über die Brücke unter Benutzung der Leitern, die bei dem gesprengten Brückenaufbau angelegt waren. Als ich die letzte Leiter hinaufgestiegen war, sah ich mich auf einmal neben dem Gewaltigen stehen, der oben auf einem der gesprengten Pfeiler stand um den Übergang der Truppen anzuordnen und sie zur Eile aufzumuntern.“

Die Schlacht bei Grossgörschen machte den Sächsischen Verhandlungen mit Östreich ein unerwartet schnelles Ende. Napoleon stellte dem König Friedrich August das Ultimatum, sofort nach Dresden zurückzukehren. Es blieb ihm nichts andres übrig, als sich zu fügen und damit sein Schicksal fortan unlösbar an das Napoleons zu binden. Minister Graf Seufft nahm seinen Abschied. sein Nachfolger wurde Graf Detlev Einsiedel. Schönberg schreibt dazu: „Es konnte keine bessere Wahl geschehen, denn sie traf den in jeder Beziehung dazu geeignetsten Mann von edelstem Herzen und vorzüglichen Fähigkeiten.“

Schönberg, der bisher das Lazarethwesen unter sich hatte und sich

hierbei hervorragend bewährt hatte, wurde von dem neuen Minister alsbald zum Vorsitzenden der Landeskommission ernannt. Er selbst schreibt darüber: „Wer die damalige Lage von Sachsen nur einigermaßen kennt, der wird sich von dem jammervollen Zustand des Landes und seiner armen Bewohner einen Begriff machen. Das höchste Verdienst der in dieser Zeit fungierenden Behörden bestand in treuem Ausharren auf dem angewiesenen Posten und im möglichsten Abwehren dessen, was unerschwinglich war oder daran grenzte. In dieser Tugend hatte ich mich als Direktor der Landeskommission oft zu üben und es gelang mir dieses zuweilen mit Erfolg zu tun.“

In der nun folgenden Zeit wuchsen die Schwierigkeiten und Drangsale in der Stadt von Woche zu Woche, insbesondere bezüglich der Einquartierung und Verpflegung. Von dem Quartiernot erzählt der Maler Ludwig Richter in seinen Lebenserinnerungen: „Die Einquartierung hörte nun gar nicht mehr auf. Wir Beide hatten nur noch eine Stube zu unserem Gebrauch, die andre samt Kammer und Vorhaus lag fast stets voll Soldaten. Eine Zeit lang waren es 13.“ Eine Verpflegungsordnung wurde von der Landeskommission aufgestellt. Dem Quartierwirt sollte nur die Marschverpflegung zur Last fallen d.h. bei einem Aufenthalt von höchstens 2 Tagen. Darüberhinaus sollte Magazinverpflegung eintreten. Es handelte sich bei alledem nicht nur um Quartier und Verpflegung für die Soldaten und Offiziere sondern auch für das sehr zahlreiche Personal der französischen Intendantur, das nicht kam und ging sondern ständig da war und eine besonders drückende Last darstellte.

Vom 4. Juni bis zum 10. August war Waffenstillstand. Gleich zu dessen Beginn hatte Napoleon befohlen, dass die Lazarethe in der Stadt soviel als möglich freigebracht würden. Die Verwundeten mussten daher aus den Spitälern in weiter ausserhalb der Stadt not-



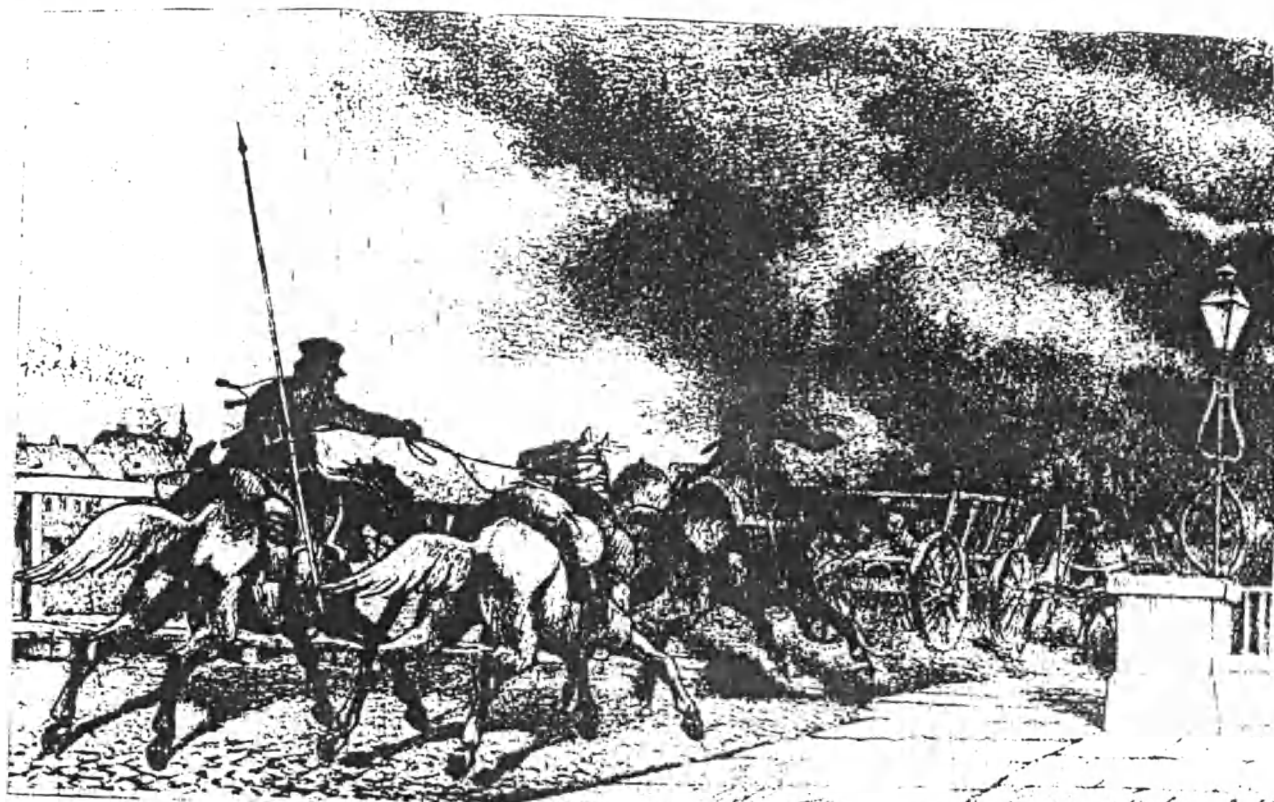
in v. S. in jüngeren Jahren.

dürftig errichtete Lager gebracht, zum grösseren Teil aber nach Torgau, Wittenberg, Magdeburg und nach dem Rhein. Die frei gewordenen Plätze in den Lazarethen wurden durch zahlreiche Typh und sonstige Kranke aus Schlesien wieder aufgefüllt, sodass die Stadt immer ü-

berfüllt blieb. Sehr erschwerend wirkte auch die grosse Unsauberkeit



Die Augustusbrücke nach der Sprengung am 19. März 1813 bei der Ankunft des russischen Parlamentärs



Die Letzten fliehen über die angezündete Verbindungsbrücke am 15. Mai 1813. Zeichnung von W. Sillig

Franzosen, die alle Strassen und Plätze beschmutzten. Die Strassen sahen fürchterlich aus, aber niemand reinigte sie. Der Typhus nahm rasch zu und schon während des Waffenstillstands begann das Sterben unter den Bürgern.

Neben der Polizeiverwaltung gab es noch eine „Geheime Polizei“, deren Chef, L.Ch. v. Burgsdorf, ganz französisch gesinnt war. Zahlreiche Anzeigen von ihm gegen Männer, die auch nur eines Scheines von deutscher Gesinnung verdächtig waren, sind erhalten, so u.a. gegen den Appellationsrat Körner, den General v. Vieth u. s.w.

Am letzten Tage des Waffenstillstands, 10. August, wurde – um 5 Tage vorverlegt, – Napoleons Geburtstag gefeiert. Nach der Parade am Osragehege und der anschliessenden Feier in der katholischen Hofkirche wurden die Regimenter der Aiten Garde und – als ihr Gast das Sächsische Bataillon Leibgarde – unter den Alleebäumen der Neustädter Hauptstrasse festlich gespeist, die Offiziere in Zelten. Es gab an diesem Tage doppelte Fleischgerichte und reichlich Wein. Böllerschüsse donnerten vom Zwingerwall und des „vive l'empereur“ Rufens war kein Ende. Am Abend war grosse Festtafel im Königl. Schloss, hinterher Feuerwerk auf der Brücke und an der Elbe. Auf Befehl des Rates mussten alle Einwohner am Abend ihre Fenster illuminieren. Diesem Befehl wurde aber nur in sehr unzureichendem Masse Folge geleistet. /hl

Mitternacht, mit dem Glockenschlag 12, lief der Waffenstillstand ab. 3 Tage später verliessen die Gardes Dresden, am 15. Napoleon selbst.

1. Woche überschritt die Armee der Verbündeten, die sich inzwischen in Böhmen versammelt hatte, die sächsische Grenze. Die Gefahr, dass Dresden Ziel und Schauplatz der nächsten grossen Schlacht sein würde, rückte näher und bald war an dieser Aussicht nicht mehr zu zweifeln. Am 24. war Dresden auf dem linken Elbufer von den Verbündeten bereits in weitem Bogen eingeschlossen, am folgenden Abend leuchteten im Umkreis um Dresden die Wachtfeuer.

Am frühen Morgen des 26. August begann die Schlacht. Inzwischen traf Napoleon, in Gewaltmärschen aus Schlesien zurückgejagt, gerade noch rechtzeitig zum Eingreifen, an der Mordgrundbrücke ein.

„Ich war am Nachmittag dieses Tages“, schreibt Schönberg, im „Landhause“ auf der Pirnaischen Gasse, im Bureau der Landeskommission, „als die Kugeln auf selbige herabflogen. Eine traf das Haus selbst und warf ein Stück des Giebels herab. Ich – beendigte jedoch ruhig meine Geschäfte und ging dann, weil Eile in solchen Fällen nichts hilft, langsamen Schritts durch die öden Strassen und kam, nachdem ich ei-

„ neben Augenblick meine Freunde Körners besucht hatte, unversehrt in
 „ mein Haus, wo die Lieben Meinigen beschäftigt waren, in den Kel-
 „ ler zu ziehen. Meine Auguste war ganz harmlos bei der Scene und
 „ spielte im Keller mit ihrer Puppe. Auch auf die Seegasse flogen
 „ die Kugeln, eine in ein Haus uns gegenüber, eine andre schlug ein
 „ Pferd vor einem Munitionskarren nieder. Diesem Tage folgten Auf-
 „ tritte des Jammers aller Art. Was im gewöhnlichen Leben mit Grau-
 „ sen und Schrecken die Gemüther erfüllen würde, - dass Leute auf der
 „ Strasse vor Elend umkommen, dass man Tote in den Winkeln der Häu-
 „ ser findet, dass tote Pferde auf der Gasse liegen bleiben und von
 „ hungernden Soldaten zerlegt werden, dass alle öffentlichen Gebäu-
 „ de mit Kranken und Blessierten überfüllt sind und in jeder Woche
 „ mehrere hundert Tote aus diesen verpesteten Jammerstätten geschafft
 „ werden - das gehörte zur Ordnung des Tages und Auge und Gefühl ge-
 „ wöhnten sich daran. Brot wurde zuletzt ein Leckerbissen, die Bäcker-
 „ läden waren von den Begehrenden täglich belagert und Einquartierte
 „ mussten als gewöhnliche Gäste betrachtet werden, welche weder den
 „ Hauseigentümer noch den Mietsmann verschonten. Man begreift nicht,
 „ wie alles dies ertragen werden konnte und wie neben der eignen Not
 „ es noch zu übernehmen ist, sich ex officio mit der öffentlichen zu
 „ befassen, - und doch gab der Herr hierzu Kraft und Stärke. Noch jetzt
 „ bekenne ich es mit Preis und Dank, dass wenn der ganze Tag voller
 „ Angst, Plage und Geschäftsdruck war, der Herr mir am Abend jeden Ta-
 „ ges im Kreise der lieben Meinigen Strahlen des Trostes und Ermun-
 „ terung zum Ausharren sandte, - aber Ruhe in der Nacht war selten
 „ zu haben, denn gewöhnlich wurde ich durch Staffetten und Eilböten
 „ aus dem Bett geholt.

„ In dieser traurigen Epoche war es mein Grundsatz keinen der Gewaltig-
 „ gen zu sehen. Denn es war unmöglich, sich nach seiner Überzeugung
 „ und Gewissen so zu äussern, wie es nur da möglich ist, wo man in
 „ grossen Momenten einer Sache mit ganzem Herzen angehört. So habe
 „ ich bei dem Vorrücken der Verbündeten weder Minister Stein noch ir-
 „ gend einem von den an der Spitze Stehenden einen Besuch gemacht.
 „ Denn wie konnte ein Sachse bei der Unentschiedenheit seiner Regie-
 „ rung, Mäneren, ohne zu erröten, unter die Augen treten, welche ih-
 „ rerseits mit der grössten Entschiedenheit auftraten, und wie? auf
 „ die Frage, - welchen politischen Glaubens seid Ihr? - mit ehrli-
 „ chem Gefühl antworten. Aber ebensowenig bin ich auch unter den so-
 „ genannten Freunden, - den Franzosen, - einem Angesehenen zu nahe ge-

kommen, wenn es nicht gerade mein Geschäft erforderte. Und da
 " war es auch nur der Fall mit dem General Matthieu Dumas, Gene=
 " ral-Intendanten der Armee. In Napoleons Nähe kam ich nicht, selbs=
 " den Hof des Königs Friedrich August und den der Prinzen und Prinz=
 " zessinnen seines Hauses besuchte ich nicht mehr und lebte meinem
 " drückenden Amt.

" Meine geliebte Luise war unermüdlich in der Pflege der Bedräng=
 " ten. sie besuchte die Lazarethe, namentlich der Preussen, und
 " wusste sich hierzu eine Erlaubnis des Generals Duronel, Gouver=
 " neurs von Dresden, zu verschaffen. Wo sie die leibliche Er=
 " quickung darreichte, tat sie das mit der heiligen Schrift in der
 " Hand.

Die 2 tägige Schlacht hatte beiden Parteien grosse Verluste ge=
 bracht. Die Verbündeten hatten etwa 14000 Gefangene und ebenso=
 viel Tote und Verwundete verloren, die Franzosen etwa 10000
 Mann. Die gefangenen waren noch am Abend des 27. August in die
 Stadt gebracht worden und zwar, in Ermangelung sonstigen Platzes,
 in das Orangeriehaus am Ostragehege, das Opernhaus und in die
 Kirchen. die einzige Kirche, die nicht belegt wurde, weil die
 Franzosen dort Vorräte aufbewahrten, war die Frauenkirche.

In den kühlen, hohen Hallen froren die unverpflegten Leute, die
 keinen trocknen Faden mehr auf dem Leibe hatten, entsetzlich. dazu
 kamen die fürchterlichen Verunreinigungen. Neben den Gefangenen
 lagen auch viele Verwundete in den Kirchen, - ohne alle Hilfe.
 Man brachte sie nicht erst in die Lazarethe, sie waren sämt=
 lich überfüllt, ihr Zustand unbeschreiblich. Fürchterlich sah das
 Schlachtfeld aus. Über den Zustand der weiteren Umgebung beric=
 tet Schönberg amtlich: " Die Bezirke von Dresden, Pirna und König=
 " stein bieten grösstenteils das traurige Bild der Zerstörung und
 " Verwüstung, wozu Feind und noch mehr der " Freund " beigetragen. Im
 " ganzen Distrikt hat man noch 3 Pferde auffinden können, ein Um=
 " stand, der allein schon hinreichend ist um zu überzeugen, bis zu
 " welchem Grade von Elend diese sonst so wohlhabende Gegend gebracht
 " ist."

In den nun folgenden Septemberwochen wurde die Not nicht geringer.
 Das unglückliche Dresden ward nun schwerer und schwerer heimgesucht.
 Der Kriegslärm dauerte ununterbrochen fort. die Not der Einwohner
 stieg von Tag zu Tage. - Napoleon liess 3 neue Schanzen bauen und
 gab Befehle, die denen vom 15. August sehr ähnlich sahen. Er war
 bis zum 3. September früh in der Stadt, dann wieder vom 7. zum 8.

vom 12. zum 15., vom 21. zum 22. und vom 24. bis zum 7. Oktober. - Die Soldaten, von denen 10 bis 12000 ohne Waffen herumliefen, fingen an, allerlei Ausschreitungen zu begehen, besonders die Leute vom Fuhrpark, die in Neustadt lagen. Am 13. September fielen sie in den Neustädter Friedhof ein und rissen alle Kreuze ab, die sie verfeuerten. sie schlugen Bäume um, und warfen alles, was sie von Holz erreichen konnten, ins Feuer, - und dies geschah tatsächlich aus bitterster Not.

Gegen Ende September verschlimmerte sich der Zustand der Stadt, die jetzt ständig von Kosaken umschwärmt wurde. Die Sterblichkeit nahm rasch zu. Immer wurde versucht, die Lazarethe zu räumen, es gelang aber nicht. Auf dem Hauptmarkt und in den Hauptstrassen lag der Unrat bereits ellenhoch.

Endlich am 6. Oktober begann der Abmarsch der in und um Dresden versammelten Truppen. Am folgenden Tage verliess Auch Napoleon die Stadt - auf immer. Der König, die Königin und die Prinzessin Auguste mussten sich, auf seinen Befehl, ihm anschliessen.

Der König setzte vor seiner Abreise eine Regierungskommission ein, zu deren Mitglied auch Schönberg gehörte. Gleichzeitig mit seiner Berufung in die Kommission wurde er zum „Geheimen Rat“ ernannt.

2 Tage nach seiner Abreise aber änderte Napoleon plötzlich seine Befehle an den Marschall St. Cyr: nicht abmarschieren, sondern Dresden halten! Dies war undurchführbar, denn schon hatte die Einschliessung der Stadt begonnen. Damit setzten alle Nöte und Entbehrungen einer belagerten Stadt ein. Am 17. Oktober, während in Leipzig die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, machten die Franzosen einen Ausfall, der insofern erfolgreich verlief, als die Russen etwas zurückgedrängt wurden. Aber es war der letzte Versuch. Eine Woche später war die Umzingelung wiederhergestellt und nun begann für die Bevölkerung - und nicht minder für die eingeschlossenen französischen Truppen - eine unbeschreibliche Leidenszeit. Dresden hatte damals 54000 Einwohner aber fast ebensoviel Einquartierung. Die Ration für die Soldaten war auf 2 Tage 1 kleines Brot - aber nicht für 1 Mann sondern für 12 Mann! Die Bäcker schlossen einer nach dem andern ihren Laden. Vor den noch offenen standen von früh 4 Uhr an hunderte von Menschen und schrieken nach Brot. Jeder Kehrlichthaufen wurde durchwühlt, auf jedes gefallene Pferd stürzten sich die Hungrigen los. hinter jedem Hund, jeder Katze waren sie her. Fürchterlich waren die Zustände in den La-

zareth. den Aufenthalt dort fürchteten die Soldaten so sehr, dass sie nicht mehr hineinwollten, sondern lieber in einem Strassenwinkel oder auf einer Treppe den Tod erwarteten. Nur Wenige kamen lebend aus einem Lazareth heraus.

In der zweiten Oktoberhälfte verliessen viele Familien, die vor aussichtliche Gelegenheit benützend, die Stadt, darunter auch Körners, sie besaßen 2 Häuser in Dresden: Das sogen. „Körnerhaus in der Neustadt und das Haus auf der Moritzstrasse, in dem die Familie seit 1801 wohnte. „Unser vortrefflicher Schönberg gab uns Pferde und so kamen wir fort.“ schreibt Frau Körner am 3. November aus Grossenhain.

Am 4. November entschloss sich Prinzessin Therese von Sachsen Gemahlin des Prinzen Anton und Schwester des Kaisers von Oesterreich den öster. Oberkommandierenden Graf Kleau ^{zu} um ihn für Unter-
/zu
schreiben, handlungen geneigt zu machen. Ihrem Eingreifen ist der rasche Abschluss und das Ende der Not zu danken. Nach mehrtägigen Verhandlungen kam am 11 November in Herzogswalde die Kapitulation unter Bedingungen zustande, die für die Franzosen in Anbetracht ihrer verzweifelten Lage noch sehr günstig waren. In Dresden brach lauter Jubel aus, alles atmete auf. Die Landeskommission bedankte sich bei der Prinzessin und bei den beiderseitigen Heerführern. Aus allen Winkeln kamen nun Soldaten hervor, die sich verborgen gehalten hatten. es war mehr als der vierte Teil der Besatzung! Der Ausmarsch der Franzosen, unter Abgabe ihrer Waffen, dauerte vom 14. bis zum 17. November. Nun kamen Marktenderwagen und Bauern in die Stadt, das Gedränge war gross. Am 17. Nov. rückte unter Glockengeläut die Verbündeten in die Stadt ein. /1

Die Kapitulation hatte indessen ein unangenehmes Nachspiel: sie wurde vom Oberkommandierenden Fürst Schwarzenberg nicht genehmigt. Das Gerücht hiervon verbreitete sich am 19. November in Dresden und rief begreiflicher Weise allgemeine Bestürzung hervor. Der Marschall St. Cyr, der bereits bis Altenburg gekommen war, wurde aufgefordert, wieder umzukehren. Obwohl er sich zunächst sträubte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Seine Truppen wurden nach Böhmen abgeführt, wobei unterwegs noch viele Verluste durch Krankheit - und Fahnenflucht entstanden. Zur Linderung der Not in der Stadt spendeten in der Folge mehrere sächsische Städte Brot und Kartoffeln, so Leisnig, Rochlitz u.

Am 9. Dezember traf Fürst Repnin, der neue General-

gouverneur für Sachsen, in Dresden ein.

Den französischen Offizieren, mit denen er dienstlich zu tun hatte, widmet Schönberg einen anerkennenden Nachruf. „Ich werde es immer bekennen“, schreibt er, „dass Oberst Golzio, sein Grenadier, und Kapitän Gaillard die vortrefflichste Einquartierung war, die wir gehabt haben. General Durosnes und Matthieu Dumas, mit denen mich mein Beruf zusammenführte, habe ich nur als Ehrenmänner kennen gelernt.“

Über die Zusammensetzung des Generalgouvernements schreibt er: „Fürst Repain, an sich liebenswürdig und wohlmeinend, war doch leichtsinnig, scheute tiefes Eingehen in die Geschäfte und gefiel sich in der Eitelkeit, die ihm seine Stellung gab.“

• Mit der Errichtung des Generalgouvernements waren natürlich einschneidende Änderungen in der Organisation der Centralbehörden des Landes verbunden. Die s. Zt. vom König eingesetzte Landeskommission wurde aufgelöst. an ihre Stelle und gleichzeitig an die des „Geh. Kriegsrats-Collegium“ trat eine neugeschaffene Kriegsverwaltungskammer. ihr Präsident wurde Schönberg.

„Dem Fürst Repain, dessen Andenken in Dresden durch die Treppe nach der Brühl'schen Terrasse stabil geworden ist,“, schreibt Schönberg, „wurde von seinen Umgebungen sächsischen Ursprungs auf das grüßlichste geschmeichelt und (er wurde) zu Organisationstaten angefeuert. Jeder Sektionschef wollte hierin sein Gedächtnis stiften.— Vom dem damaligen Geschäftsbetrieb ist mir noch eine possierliche Scene in Erinnerung. Die Centralsteuerkommission hatte zum Behuf ihrer Operation eine ausführliche Verordnung entworfen, die sehr ins Detail ging. Sie bedurfte der Genehmigung des Generalgouverneurs und er liess sich solche vortragen oder vielmehr vorlesen. Um aber dieses Vorlesens bald überhoben zu sein und da der Fürst, wenn er der fähigste Geschäftsmann gewesen wäre, bei dem Mangel der schwierigen Kenntniss der Sächsischen Verfassung und der darin vorkommenden Lehre von „Schocken“ und „Quaternen“ das Detail aus dem unvorbereiteten Vorlesen nicht hätte begreifen können, so überschlug der Vorleser, Hofrat Ferber, nach Be-
 „lieben ganze Seiten, was der Generalgouverneur garnicht inne wurde, und die Verordnung als sehr zweckmässig unterzeichnete.—Mein Gemüt sprach das Treiben an dem Repainschen Hofe nicht sonderlich an und ich zerfiel bald mit demselben, welches mir schiefe Gesichter und Insolvenzen von Herrn Merian zuzog, was mich jedoch in meiner Handlungsweise nicht störte.“

Einen Einblick in die damalige grosse Not Sachsens und in Schönbergs fortgesetztes Bemühen, sie nach Möglichkeit lindern zu helfen, gibt sein Brief v. 24. Mai 1814 an Herrn von Miltitz (Abgedruckt in der Sammlung ungedruckter Briefe aus sächsischen Adelsarchiven, herausgegeben von Otto Eduard Schmidt. 1914. Verlag B.G. Teubner.).

Monate banger Ungewissheit über das künftige Schicksal Sachsens folgten. Würde es, - dahin spitzte sich die Frage mehr und mehr zu - ganz mit Preussen vereinigt oder würde es geteilt werden und zu einem Teil seine Unabhängigkeit behalten? Trotz aller ehrlich gemeinten Begeisterung für die grosse Deutsche Sache war diese Frage, nüchtern und realpolitisch betrachtet, nicht eigentlich eine „deutsche Frage“ sondern eine Angelegenheit, die in allererster Linie Preussen und Sachsen betraf und daher auch so beurteilt werden musste. Denn so oder so: der Gedanke eines deutschen Einheitsstaates war, wo er etwa bestand, von vornherein nach Lage der Verhältnisse unausführbar, bestenfalls ein schöner Traum.

Nachdem sich der Wiener Kongress nach langen Verhandlungen für eine Teilung Sachsens entschieden hatte, bat Schönberg in der zweiten Hälfte des Monats Mai 1815, noch vor der Rückkehr des Königs nach Sachsen, diesen um seinen Abschied aus dem Staatsdienst. Die Gründe, wie überhaupt seine Stellung zu den Ereignissen, legte er in einem ausführlichen Schreiben dar, das er gleichzeitig an seinen alten Freund den Minister Graf Detlev Einsiedel abgehen liess. Dieser Brief (24.5) und die Antwort des Grafen Einsiedel (4.6.) sind beide in der Anlage wörtlich wiedergegeben.

In diese Zeit seines Abschieds von Sachsen fällt eine Eingabe der Vertreter der Dresdner Bürgerschaft an König Friedrich August, in der Schönbergs Verdienste um die Stadt in den vergangenen Kriegsjahren in einer besonders schönen, herzlichen Weise anerkannt und hervorgehoben werden. Ausdrücklich wird darin der König gebeten, den Mann auch fernerhin dem Staatsdienst zu erhalten, „der sich durch den Umfang seiner Einsichten und seiner Kenntnisse in der Landesverfassung und all Verwaltungszweigen und durch alle Tugenden eines Staatsbürgers und Menschenfreundes seinen bisherigen Beruf, auch in den Zeiten der Not so kräftig bewährt hat.“

„Bald darauf,“ heisst es in der Selbstbiographie, „erhielt ich von dem Staatskanzler Fürst Hardenberg den Auftrag, den Regierungsbezirk Merseburg zu organisieren. Ich begab mich über Berlin dahin.“

Das Generalgouvernement unter Leitung des Ministers v. d. Reck war doch schon übersiedelt und führte die Geschäfte für den an Preussen

abzutretenden Teil Sachsens weiter, bis die drei neuen Regierungen Merseburg, Magdeburg und Erfurt eingerichtet wären..

Schönberg erhielt seine Dienstwohnung im königlichen Schloss zugewiesen, ebenda war auch die Dienstwohnung des kommandierenden Generals Graf Kleist v. Nollendorf. In seiner neuen Arbeit fühlte sich Schönberg sehr wohl, so dass er verschiedene ehrenvolle Anerbietungen Posten (Weimar, Berlin) zu übernehmen, dankend ablehnte. Im Frühjahr 1816 waren die vorbereitenden Arbeiten soweit gefördert, dass die Verwaltung des Generalgouvernements ihre Arbeiten als beendet ansehen konnte. Dem Minister Reck, ihrem Leiter, widmet Schönberg ein Wort dankbaren Gedankens: „Er und seine verehrte Familie waren mir treue Freunde und das Andenken an seine wohlwollenden, auf Gerechtigkeit begründeten Gesinnungen wird in Dresden und Merseburg unauslöschlich sein.“

Wie schon die bisherige Zeit seiner Merseburger Tätigkeit so waren auch die folgenden Jahre für Schönberg sehr interessant und lehrreich. Gerade weil er aus einer anderen Verwaltung stammte, trat er an viele, ja wohl die meisten Verwaltungsfragen unbefangener heran, als es einem in der preussischen Verwaltung gross gewordenen Beamten in der Regel möglich gewesen wäre. Seine auf reicher Erfahrung beruhenden, von sicherem Urteil getragenen Berichte an die vorgesetzten Stellen mochten in Berlin gebührende Beachtung gefunden haben. Denn im Herbst 1821 wurde er nach Berlin berufen als Mitglied einer neugebildeten königlichen Kommission zur Ausarbeitung einer Verfassung für „Provinzialstände“ in den einzelnen Provinzen der preussischen Monarchie. In seiner bekannten Kabinettsorder v. 22. Mai 1815 hatte König Friedrich Wilhelm der Dritte, nach dem siegreichen Abschluss der Freiheitskriege eine Repräsentation des Volkes in Aussicht gestellt. Auch Art. 13 der „Bundesakte“ des deutschen Bundes hatte landstädtische Verfassungen verheissen, ohne jedoch die Grundsätze hierfür festzulegen und ohne eine Zeit für die Ausführung zu bestimmen. Verschiedene süddeutsche Staaten hatten Verfassungen eingeführt, durch die der Landesherr und seine Regierung in ihren Rechten stark eingeschränkt, insbesondere bei Erlass von Gesetzen an die Zustimmung parlamentarischer Volksvertretungen („Stände, Kammern“) gebunden wurde. Es lag sehr nahe, solche Einrichtungen auch für Preussen zu fordern und nur in ihnen eine Erfüllung der gegebenen Versprechungen zu erblicken. Die in Preussen sehr einflussreichen konservativen Kreise sahen jedoch darin sehr bedenkliche Zugeständnisse an den Zeitgeist und es fiel ihnen nicht schwer, dem König immer wieder davor zu warnen. So ergab sich von selbst ein Mittelweg: Verfas-



Bardou del.

K. Lipsz sculp.

34. File 12.

sungen nicht für die ganze Monarchie, sondern gesondert für jede Provinz und natürlich auch in ihrer Zuständigkeit beschränkt auf die Angelegenheiten der Provinz.

Man muss gerechterweise hierbei zweierlei im Auge behalten:

- 1.) war die Lösung der Verfassungsfrage für einen Klein- oder Mittelstaat ungleich leichter als für einen Staat von dem Umfang Preussens mit seinen sehr verschiedenartigen Bestandteilen alten und neuen Provinzen, dem agrarischen, dünnbesiedelten Osten und dem dichtbesiedelten, zudem unter der Wirkung der französischen Revolution und zeitweise auch der französischen Herrschaft von liberalen Ideen durchtränkten Westen.
- 2.) Damit aber hing das Andere zusammen: Die Idee der Einheit des preussischen Staates, nicht nur in seiner monarchischen Spitze, sondern auch in Verfassung und Verwaltung, durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung mächtig gefördert, hatte doch noch nicht genügend tief Wurzel gefasst. Wurde doch noch nach 1820 allen Erastes darüber gestritten, ob man nicht zur Einrichtung von Provinzialministern zurückkehren sollte. es hätte nicht allzuviel gefehlt, da wären tatsächlich Schritte in dieser Richtung unternommen worden! Unter diesen Umständen ist es verständlich, dass die jetzt in Frage stehende Einrichtung ständischer Vertretungen in erster Linie als eine provinzielle Einrichtung betrachtet wurde.

Es konnte nicht überraschen, dass innerhalb der Kommission die Gegensätze der Anschauungen sich stark bemerkbar machten. Der Reform-Eifer war nicht gross, manche Mitglieder standen dem ganzen Plan zum mindesten sehr misstrauisch gegenüber. Diese Richtung wurde vor allem vertreten durch den Minister v. Voss. Sie hatte schon damit einen starken Erfolg erzielt, dass der Staatskanzler Fürst Hardenberg selbst so gut wie ausgeschaltet wurde. er gehörte der Kommission überhaupt nicht an. Ehe es indessen zu einer Entscheidung über Hardenbergs weiteres Verbleiben im Amte kam, führte der Tod eine Lösung herbei: Beide Staatsmänner starben innerhalb von 2 Monaten. (26.11.1822 und 30.1.1823.)

Auf Vorschlag des Kronprinzen wurde Schönberg durch Kabinettsorder v. 14.7.1823 mit der weiteren Bearbeitung der provinzialständischen Angelegenheit in Form eines selbständigen Dezernats unter dem Minister des Innern v. Schuckmann beauftragt. er sollte für diese Angelegenheit Sitz und Stimme im Staatsministerium haben.

Dazu trat für ihn noch eine weitere Aufgabe auf dem Gebiet der Fi-

Finanzverwaltung. „Zu jener Zeit,“ heisst es in der Selbstbiographie,
 „befand sich die Finanzlage des Staates insoweit in bedenklichem
 Zustand, als die Staatskasse fast immer leer war, oft (schon) bei
 Anfang eines Quartals, selbst wegen der Besoldungszahlung Verlegen-
 heit und am Ende des Jahres ein Defizit vorhanden war. Der König ord-
 nete daher eine Revision des Staatshaushalts durch eine Kommission
 an, die aus Graf Lottum, Fürst Wittgenstein, General Witzleben, Prä-
 sident Ladenberg und mir bestand. Beide Aufgaben geboten mir (eine)
 unbestimmte Verlängerung des Aufenthalts in Berlin. Eine übermalige
 mehrmonatige Trennung von meiner Familie war ein zu grosses Opfer für
 unser häusliches Glück, welches vermieden werden konnte, wenn ich die
 Meinigen mit nach Berlin nähme. Sie waren freudig damit einverstanden

So begann denn Anfang September 1823 für Schönberg die zweite
 Periode seines Berliner Aufenthalts, die 13 Monate - bis Ende Septem-
 ber 1824 - dauern sollte. Reichlich mit Arbeit angefüllt bot sie
 ihm Gelegenheit, seine Erfahrungen und sein Urteil auf 2 wichtigen
 Gebieten der Verwaltung mit in die Waagschale zu werfen, auch mit
 dem König und dem Kronprinzen und den meisten der damals in Berlin
 massgebenden Persönlichkeiten in Berührung zu treten.

Anfang Oktober kehrte er, nachdem seine Arbeit beendet war, nach
 Merseburg zurück. Aber schon wenige Wochen später wurde er mit der
 Ankündigung, dass der König ihn zum Oberpräsident der Provinz Schle-
 sien ernannt habe, erneut nach Berlin berufen. Dort wurde in einer
 Konferenz sämtlicher Oberpräsidenten die für diese zu erlassende
 Dienst-Instruktion und zugleich auch die Instruktion für die Regie-
 rungspräsidenten vor ihrer endgültigen Abfassung noch einmal durch-
 beraten. In die Zeit dieser Beratungen fiel der Rücktritt des Fi-
 nanzministers von Klewitz. Der König fasste Schönberg als dessen
 Nachfolger ins Auge, der jedoch, nach reiflicher Überlegung, bat,
 von seiner Person abzusehen.

Inzwischen wurde aber seine Mitarbeit in einem anderen Ressort be-
 gehrt: im Ministerium des Auswärtigen. Minister Graf Bernstorff
 hatte aus Gesundheitsrücksichten geglaubt, seinen Abschied einrei-
 chen zu müssen. Da dem König daran lag, ihn dem Staatsdienst zu er-
 halten, wurde der Ausweg gefunden, ihn durch Abtrennung gewisser
 Geschäfte zu entlasten. Es wurde eine 2. Abteilung im Ministerium
 gebildet, die Schönberg nun übernahm. Er war Graf Bernstorff schon
 bisher freundschaftlich näher getreten, auch die beiderseitigen
 Familien hatten sich angefreundet. Nachdem er die bereits ange-
 fangenen Geschäfte, die sich auf die Provinz Schlesien bezogen, zu
 Ende geführt hatte, trat er im Juni 1825 die neue Stelle eines Mi-

nisterialdirektors an. Die spätere Verleihung einer Oberpräsidentenstelle wurde ihm dabei vom König ausdrücklich offengehalten.

Frau und Tochter waren schon Mitte April in Berlin eingetroffen. Eine Wohnung war Friedrichstrasse N. 100 gemietet, wo auch der Hofprediger Strauss mit seiner Familie wohnte. Mit dieser knüpften sich bald sehr herzliche Beziehungen an. Strauss wurde recht eigentlich der Seelsorger der Schönbergschen Familie.

Zu den Menschen, die Luise Schönberg in den abendlichen Erbauungsstunden bei Hofprediger Strauss kennen lernte, gehörte auch Graf Magnus Schlieffen, Hauptmann und militärischer Begleiter des jungen Prinzen Albrecht. Auf seine Veranlassung hin bat sie ihn, auch in ihrem Hause an den Zusammenkünften christlicher Freunde teilzunehmen. Im Oktober 1825 kam er zum ersten Mal. Trotz seiner grossen Zurückhaltung erkannte sie sehr bald seinen hohen Wert und forderte ihn auf, sie auch Vormittags ab und zu einmal zu besuchen. Im Januar 1827 sprach Graf Schlieffen ihr gegenüber den Wunsch aus, in noch näherer als nur freundschaftliche Beziehung zu ihrem Hause zu treten. Die Ungewissheit über die Sicherheit der Zukunft liess noch $1\frac{1}{2}$ Jahre vergehen. Im August 1828 schien aber kein äusseres Hindernis mehr entgegenzustehen. Am 20. August fand die Verlobung von Auguste Schönberg mit Magnus Schlieffen in der nunmehrigen Schönbergschen Wohnung Wilhelmstrasse 61 statt, der am 8. Oktober die Trauung im Berliner Dom durch Hofprediger Strauss folgte.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die mit der Begründung eines eignen Hausstandes verbunden gewesen wären, wurden dadurch gelöst, da Auguste im elterlichen Hausstand verblieb, ihr Mann sich diesem einfügte und sie die Führung des gemeinsamen Haushaltes übernahm.

$2\frac{1}{2}$ Jahre später trat in den dienstlichen Verhältnissen eine entscheidende Wendung ein: Graf Benstorff fasste den Entschluss, seinen Abschied zu nehmen. Schönberg, der nur ihm persönlich zu Liebe in sein Ministerium eingetreten war, benutzte diesen Anlass, wieder auszuscheiden und die ihm s.Zt. zugesicherte Anstellung als Oberpräsident, sobald eine Provinz frei würde, zu erbitten. Sein Freund, Geheimrat Eichhorn wurde sein Nachfolger, er selbst einstweilen in den Wartestand versetzt.

Schönbergs gingen nun, unterwegs einige Stationen bei Verwandten und Bekannten machend, zunächst für 4 Wochen auf Besuch nach Werai-gerode und richteten sich dann am 21. Juli in Ilßenburg für längere Zeit ein. Allein die Erholung war nur von kurzer Dauer. Bereits nach 2 Wochen traf aus Berlin die Ernennung zum Oberpräsident von

Pommern ein, welche Stellung kurz zuvor durch Todesfall frei geworden war. Mit der Ernennung war die Aufforderung verbunden, den Antritt unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen möglichst zu beschleunigen. „Nicht mit den angenehmsten Gefühlen“, schreibt Schönberg, trat ich in die neuen, nach Sachen und Personen mir ganz unbekanntes Verhältnisse. Der Vice-Präsident v.B. wollte wegen Kränklichkeit einen Urlaub antreten und so sah ich mich/einer wahre Last von Geschäften um so mehr gestürzt, als die Cholera sich dem Ufer der Oder näherte. - Ich wurde mit grosser Freundlichkeit empfangen. Bischof Ritschl und Herr v. Mittelstädt kannte ich bereits, sonst waren mir Alles neue Erscheinungen bis auf Graf Itzenplitz. Kaum war Herr v.B. abgereist, so zeigten sich die Spuren der Cholera in Stettin und es mussten Massregeln ergriffen werden. - Nach einer kurzem Schilderung dieser Massregeln wird dann von einer ungeheuren Erregung erzählt, die sich der Bevölkerung bemächtigt habe. die Lazareth-Anstalten, hiess es in Stettin, hätten nur den Zweck, die armen Leute aus der Welt zu schaffen! Durch Missverständnis und Verhetzung kam es schliesslich zu Unruhen und Plünderungen, sodass nur mit Waffengewalt die Ordnung wiederhergestellt werden konnte. - Die Stürme legten sich und die Cholera ist damals in Pommern noch einigermaßen glimpflich aufgetreten.

Die dienstlichen und ausserdienstlichen Verhältnisse in Stettin waren durchaus befriedigend. Mehrere grössere Dienstreisen gaben Gelegenheit, die wichtigsten Teile der Provinz kennen zu lernen.

Im Winter 1833/34 trat in Schönbergs Gesundheit eine bedauerliche und folgenschwere Veränderung ein. Eine Erkältung warf sich auf die Augen und machte im Sommer 1834 einen sehr ausgedehnten Urlaub mit einer Kur in Marienbad und mit häuslichen Kuren notwendig. Ende August gingen Schönbergs erst zu Besuch nach Wernigerode, dann nach Ilseburg, wo ihnen der Marienhof zur Verfügung gestellt war.

Ende April bis Ende Juni 1835 unternahm Schönbergs eine grössere Reise nach dem Westen, die sie nach Oberafelde (Rockes), Münster, Cleve, Diersfordt (Anton Stolbergs), Düsseldorf, Elberfeld, Köln, Bonn, Coblenz, Mainz, Frankfurt, Büdingen (Iseburgs), Gedera (Hermann und Emma Stolberg), Eisenach, Neuenhof, Erfurt, Weimar, Gera, Wolkenburg (Einsiedels), Leipzig, Merseburg, Benndorf (Graf Zech), Helmsdorf und Stolberg wieder zurück nach Ilseburg führte. Die Reise wurde mit eigenen Pferden unternommen. als Kutscher fungierte erstmalig der damals ganz junge Gottlob Mogwitz, der bis zu seinem Tode ein Faktotum des nachmaligen Krauscher Hauses war und als solches Kindern, Enkeln und un-

zähligen Gästen in Erinnerung geblieben ist.

Damit ist bereits ein bedeutungsvolles Wort gefallen: Krausche!

Dass ein neuer Niederlassungsort, anmehr als ein ständiger Wohnort, als Sitz nicht nur der Eltern Schönberg sondern auch ihrer Kinder, ins Auge gefasst wurde, und dass dieser Niederlassungsort Grosskrausche bei Gadenberg im Kreise Bunzlau sein sollte, das entstand und entschied sich auf dieser dreimonatigen rhein- und Verwandten-Reise und zwar in Diersfordt. Schönbergs hatten sich schon längere Zeit mit dem Gedanken beschäftigt, sich nach dem Austritt aus dem Staatsdienst anzukaufen. Während seines Aufenthalts in Diersfordt kam er seinem Schwager Anton gegenüber auf diesen Wunsch zu sprechen. Dieser bot ihm sein erst vor kurzem von der Familie v. Hoithausen erworbenes Rittergut Grosskrausche zum Kauf an. Nach eingehender Erwägung und nach Beratung mit den Kindern in Berlin wurde eine Besichtigung des Gutes beschlossen. Zu diesem Zweck brachen Schönbergs nach 1¹/₂ jährigem Aufenthalt im Harz von Ilseburg auf, besuchten zunächst Freunde und Verwandte und besichtigten Anfang Juni Grosskrausche und Gadenberg. Die Eindrücke, die sie dort erhielten, waren günstig. Infolgedessen wurden Kaufverhandlungen eingeleitet und führten Anfang November 1836 zu einem befriedigenden Abschluss. Der Ankauf in Schlesien war auch Luise Schönberg sehr sympathisch wegen der vielen verwandschaftlichen und sonstigen Beziehungen, die sie gerade mit dieser Provinz verbanden. Mitbestimmend war auch die unmittelbare Nachbarschaft der Brüdergemeinde Gadenberg.

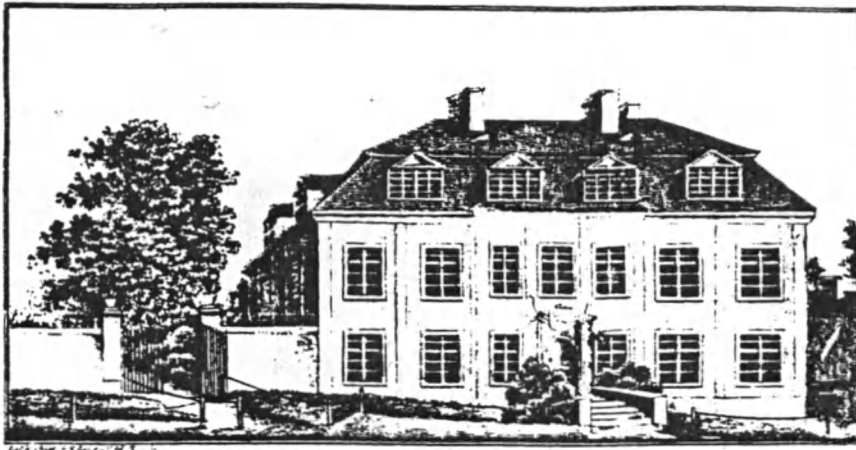
Es war eine merkwürdige Fügung, dass der Entschluss, ja die Notwendigkeit, den Dienst zu verlassen und sich einen neuen, anmehr privaten Wirkungskreis zu suchen, ungefähr zu gleicher Zeit sich bei dem Vater Schönberg und bei seinem Schwiegersohn Magnus Schlieffen einstellte. Auch dieser sah sich genötigt, aus Gesundheitsgründen, um seinen Abschied nachzusuchen. Und so ergab sich nun ganz von selbst eine Wiedervereinigung von Eltern und Kindern -- in der neuen Heimat Krausche. Magnus Schlieffen, der grosses Interesse für die Landwirtschaft zeigte, sollte, so kam man überein, samt seiner Familie mit nach Krausche ziehen und das Gut bewirtschaften. Schönberg war sich, wie sein Jahresbeitrag vom 22. Sept. 1836 in seiner Selbstbiographie erkennen lässt, der Schwierigkeiten eines weiteren gemeinsamen Haushaltes mit Kindern und 5 Enkeln wohl bewusst. „Dabei ist“, schreibt er, „die gewiss nicht leichte Aufgabe zu lösen, dass bei dem Zusammenwohnen zweier Familien die Selbständigkeit immer leiden und Collisionen aller Art vorkommen müssen, wo Geduld, Nachgiebigkeit und Fügen in

„ die Verhältnisse nötig und zu über ist. Ich selbst habe im Jahre
 „ 1808 Erfahrungen deshalb gemacht und wenn (auch) schon bei uns die
 „ Verhältnisse günstiger sind, und der liebe Magnus ein besserer Schwie-
 „ gersohn ist, als ich es war, auch ich die Besorgnisse überhaupt nicht
 „ in der Person meiner demütigen Luise und meiner lieben Kinder zu sehen
 „ an glaube, so kenne ich dagegen meine böse, launige Natur und leicht
 „ zu verursachende Verstimmung und fürchte, dass die teuren Meinigen oft
 „ von mir betrübt sein werden.“

Noch aber waren viele Vorbereitungen zu erledigen, ehe an einen Einzug
 in Krausche gedacht werden konnte. Um die für notwendig erkannten Um-
 bauten des Herrenhauses vorzunehmen war es für dieses Jahr in Anbe-
 tracht der vorgerückten Jahreszeit (Nov. 1836) zu spät. Auch die Hoff-
 nung, im Sommer 1837 alles vollendet zu sehen, liess sich leider nicht
 erfüllen. Es dauerte infolge mannigfacher unvorhergesehener Hinder-
 nisse noch bis zum Frühjahr 1838, ehe die Übersiedlung nach Krau-
 sche erfolgen konnte. Während dieser mehr als anderthalbjährigen
 Wartezeit hatten Schönbergs in Kreppelhof Unterkunft gefunden. Im
 Herbst 1837 kamen auch Schlieffens dorthin nach.

Im Frühjahr 1838, nach einem durch Keuchhusten der Kinder, durch einen
 schlechten Ausfall der ersten Krauscher Ernte sowie durch manche an-
 dre Verdrüsslichkeiten sorgenvollen Winter, konnte endlich der lang-
 ersehnte Einzug in Krausche erfolgen. „Am 24. April,“ heisst es in der
 Selbstbiographie, „trafen wir bei schönem Wetter glücklich in Gross-
 „ krausche ein. Vor Bunzlau wurden wir von den Losswitzer Bauern zu
 „ Pferde feierlichst empfangen und unter Trompetenschall durch die Stadt
 „ geführt. Auf der Grosskrauscher Grenze hatten sich die dasigen Ge-
 „ meindeglieder aufgestellt und empfingen uns freundlichst. Am Eingang
 „ vom Gnadenberg wurden wir mit einer Ehrenpforte und Musik begrüsst.
 „ Unter Vorritt der Losswitzer und Vortritt der Krauscher langten wir
 „ nun vor unserm Wohnhaus an wo wir uns des liebevollsten Empfangs
 „ unsres geliebten Kindes, unsres Magnus und der theuren Schwester Doh-
 „ na, die ihren bleibenden Wohnsitz in Gnadenberg aufgeschlagen hatte,
 „ erfreuten. Blumengewinde und Inschriften waren uns zur Ehren auf-
 „ gestellt, auch unterliess der Pastor Fricke aus Bunzlau nicht, mit
 „ dem Schullehrer und den Ortskindern uns seine Teilnahme zu bezeugen
 „ und eins der Schulkinder hielt mir eine Aarede. Nachdem ich Allen mein
 „ en Dank ausgesprochen, erschien der verehrte Inspektor Stengard an
 „ der Spitze der lieblichen Zöglinge der Gnadenberger Anstalt und sang
 „ gen schöne Lieder zu unsrer Bewillkommung und schickten die herz-
 „ lichsten Gebete dadurch für uns und die Unsrigen zum Thron der Gnade
 „ und des Erbarmens. Dieser herzliche Empfang rührte uns tief.“

"Am 25. April hatte unser lieber Freund Stengard in Gauenberg am
 "Abend eine kirchliche Feier auf dem Festsaal uns bereitet. In seinem
 "Hause stellte er uns die Arbeiterinnen und Arbeiter der verschiedenen
 "Gemeindechöre vor und dann führte er uns und der liebe Vorsteher Rieger
 "und deren Frauen uns auf den Festsaal, wo wir auf der Arbeiterbank
 "Platz nahmen. Die lieblichen Kiader der Anstalt sassen festlich ge-
 "schmückt auf der vordersten Reihe. Der liebe Stengard sprach herzliche
 "Worte des Empfangs über die Losung des Tages und dann wurden
 "köstliche Lieder von der Anstalt gesungen."
 Es dauerte nicht lange, da kamen die ersten Besucher nach Krausche.



Graf Krausche. 1840.

Gräfin Reden mit ihrer Schwester aus Buchwald, mit denen sich schon
 von Kreppelhof aus freundschaftliche Beziehungen angebahnt hatten.,
 ferner die Jannowitzer Geschwister, die Schwäger Ferdinand und An-
 ton, Geheimrat Eichhorn aus Berlin u.A. Bald knüpften sich auch
 nachbarliche Beziehungen an: Nieder-Thomaswaldau (Graf Pückler), War-
 tenberg (Graf Frankenberg), vor allem aber mit Gräfin Solms in
 Klitschdorf.

Schon im Herbst wurde Krausche der Schauplatz eines bedeutsamen Fa-
 milienereignisses: im Oktober 1838 verlobte sich hier Albert Schlie-
 mit Marie Stolberg aus Jannowitz. /re:

Das übernächste Jahr 1840 brachte einen geschichtlichen Wendepunkt.
 Friedrich Wilhelm der Dritte schloss nach einer langen schicksals-

reichen Regierung die Augen. Schönberg hatte mehr als 2 Jahrzehnte an verantwortlicher Stelle unter ihm gedient und wiederholt Gelegenheit gehabt, ihm dabei persönlich näher zu treten. Nun bestieg der bisherige Kronprinz als Friedrich Wilhelm der Vierte den preussischen Thron, nachdem er schon seit Jahren aktiv an den Staatsgeschäften Teil genommen und auch vielfach seinen Einfluss in die Waagschale geworfen hatte. Schönberg war in die Deputation der Provinz Schlesien gewählt worden, die am 15. Oktober der Huldigungsfeier in Berlin beiwohnte. Er berichtet darüber: „Die Huldigungsfeier war auch für diejenigen, die keine Augenzeugen dieses Nationalfestes waren, eine herzerhebende und begeisterte. Der König hatte sowohl im Schloss zu den ritter(schaft)lichen Abgeordneten als hernach unter freiem Himmel zu der Gesamtheit seines Volkes wichtige königliche Worte gesprochen und der dabei herabströmende Regen hatte die Begeisterung nicht im mindesten gehemmt. Im September dieses Jahres (1841) kamen die beiden Majestäten nach Schlesien und wurden allenthalben mit Jubel und Zeichen der Liebe empfangen.“

Im Herbst 1841 und im Sommer 1842 hatten Schönbergs bei zwei Besuchen in Buchwald wiederholt Gelegenheit, teils dort im Hause, teils in Fischbach und Erdmannsdorf, mit dem Königspaar zusammen zu sein. In den folgenden Jahren wiederholten sich solche Gelegenheiten in Bunzlau, wenn der König - sei es mit der Königin, sei es alleine - auf Reisen dort durchkam und Aufenthalt nahm.

Es dauerte nicht allzulange nach der Übernahme von Krausche, dass Schönberg die Geschäfte und namentlich die Wirtschaftsführung selbst, mehr und mehr seinem Schwiegersohn mit vollem Vertrauen übergeben konnte. Für ihn blieb, seinem hohen Alter entsprechend, immer noch genug zu tun übrig. Sehr gern ging er nach Gadenberg „den loosschrittigen Weg“, wie er ihn nannte; dort hatte er ausser seiner lieben Schwägerin Dohaa noch manchen lieben Menschen in der Brüdergemeine, den er zu besuchen pflegte. Mit Eifer waltete er seines Amtes als Vorsitzender der Bunzlauer Bibelgesellschaft, erst mit 77 Jahren (1848) legte er es nieder.

Die Stürme dieses Jahres erschütterten ihn tief. es war wohl der Grund dafür, dass er es von diesem Jahre ab aufgab, an seinem Geburtstag den gewohnten Rückblick auf das vergangene Jahr, als Fortsetzung seines Tagebuches, niederzuschreiben. Mit grossem Interesse liess er sich alles vorlesen, was das Schicksal des Vaterlandes betraf und folgte jedem Schritt des Königs mit ängstlichem Eifer.

Die folgenden Jahre nötigten ihn, bei langsamer Abnahme der Kräfte, sich mehr und mehr, auch im Hause, zurückzuziehen. Infolge der Schwä-

che seiner Augen war er seit vielen Jahren darauf angewiesen, sich zu bestimmten Stunden des Tages vorlesen zu lassen. Frau und Tochter und später auch die heranwachsenden Enkelkinder leisteten ihm diesen Dienst. Luise hatte als älteste den Anfang gemacht. Es war ihm eine grosse Freude, ihre Verlobung mit Graf Friedrich Egloffstein noch zu erleben, diesen selbst kennen zu lernen und im Frühjahr 1806 die Hochzeit mit feiern zu können. Es war das letzte Mal, dass er seine Uniform anzog und seine Orden anlegte.

Am 27. März war der Hochzeitstag. Es war für ihn wie für das ganze Krauscher Haus, bei aller Freude, doch ein wehmütiger Tag. Denn seine treue Lebensgefährtin, die ehrwürdige Mutter und Grossmutter, lag in grosser Schwäche schon lange krank darnieder. Am 8. April entschlief sie. Vier Jahre später wurde auch er, in 90. Lebensjahre, erlöst.

In seinem selbstverfassten Lebenslaufe, der nach alter Herrnhuter Sitte am Begräbnistage im Gadenberger Gotteshause zur Verlesung gelangte, sagt er:

„Mein Christentum war - in den früheren Zeiten meiner Jugend ein
 „totes, nicht zum inneren Leben gekommenes, das sich zu der Con-
 „fession bekaunte, welche im Lande meiner Geburt herrschte und das
 „über den Symbolen den Grundstein des christlichen Glaubens ver-
 „gass, welcher allen Christen ein gemeinsamer sein muss. Ich habe
 „ihn lange verkannt und gleichsam vor dem Wald den einfachen Baum
 „des Lebens nicht erkannt. Freudig bekenne ich und mit Zuversicht
 „hoffe ich, diesen Baum gefunden zu haben. Der Weg dahin ist ein
 „schmaler und die Pforte, welche dem Pilger geöffnet werden muss,
 „eine enge, in welche der arme Mensch nicht eindringen kann, ohne
 „seine Last von Selbstgerechtigkeit und irdischem Sinn abzustrei-
 „fen und mit dem vollen Bekenntnis der von Natur angeborenen Sün-
 „dhaftigkeit an dieser Pforte zu erscheinen.
 „Ich habe mich bestrebt, diese Erkenntnis zu erlangen und zu be-
 „kennen: Ja, ich bin ein Sünder und kann als solcher zu Gott nicht
 „gelsagen. Aber Gott ist auch ein barmherziger und so gehe ich ge-
 „trost auf dem schmalen Wege und durch die enge Pforte mit demüti-
 „gem Vertrauen. Und auf die Frage: Wie kann ich armer Sünder den-
 „noch zu Gott kommen? kommt die gnadevolle Antwort:

„Also hat Gott die Welt geliebt, dass Er Seinen ein-
 „geborenen Sohn gab, auf dass Alle, die an ihn glauben,
 „nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

(Aufgesetzt im März 1847).

Aus Wilhelm v. Kugelgens "Jugenderinnerungen eines alten Mannes" Sechster Teil, 1. Kapitel.

Am dritten Tage gegen Abend langten wir in Merseburg an. Als der Reisepass am Tore vorgezeigt worden, bemerkte der wachhabende Unteroffizier, er habe Befehl, eine Dame dieses Namens anzuhalten und mit ihrer Begleitung aufs Schloss zu führen. Meine Mutter protestierte und berief sich auf den Regierungspräsidenten von Schönberg, der sie kenne und für sie bürgen werde. Aber jener liess sich auf Erklärungen nicht ein, er täte nur seine Schuldigkeit, sagte er, und bäte, ihm das nicht übel zu nehmen. - Meine liebe Mutter war sehr verwundert, sich in dieser Lage zu sehen und Marianne seufzte über die Rücksichtslosigkeit in Preussen während es uns Kindern ganz gelegen kam, zur Abwechslung einmal etwas Kerkerluft zu riechen, zumal der mächtige Herr von Schönberg uns ja bald befreien musste. Endlich rasselten wir in den weiten Schlosshof ein und hielten am Portale. ein Diener riss den Schlag auf und lachend über seinen gelungenen Anschlag trat uns Herr von Schönberg entgegen, der, was wir nicht ahnten, seine Amtswohnung hier hatte. Er entschuldigte die Gewalttat, die er sich gegen uns erlaubt, damit, dass ihm in der Eile ein andres Mittel, sein Haus eines erwünschten Besuches zu versichern, nicht eingefallen sei, und führte uns hinauf zu seiner Gemahlin. Diese war eine Schwester der Gräfin Dohna, meine Mutter hatte diese treffliche Frau in Hermsdorf kennen lernen, war auch in Dresden, wo Herr von Schönberg während des preussischen Guberniums eine einflussreiche Stellung inne hatte, in einiger die Armenpflege betreffender Geschäftsberührung mit ihr gewesen und liebte sie so sehr, dass sie ihr keineswegs vorbeigereist wäre. - Es ward beschlossen einen Tag in Merseburg zu rasten. ---

Herr von Schönberg galt für einen Mann von gutem Humor. So komisch sei Papa, hatte die kleine Auguste meiner Schwester vertraut, dass es ganz einerlei sei, was er sage, und wenn er auch nur nach dem Salzfasse verlange, ausplatzen müsse man. Ich fand dies auch bestätigt: der lebenswürdige Herr war während des Abendessens so wohl aufgelegt, dass ich vor Lachen kaum schlucken konnte.



Chr. Gottfr. Hume.

Anhang.

O.E.Schmidt „Aus der Zeit der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses. 87 ungedruckte Briefe und Urkunden aus sächsischen Adelsarchiven. Leipzig und Berlin, 1914. B.G. Teubner.

No. 100. S. 176. Moritz von Schönberg an den Grafen Eliasiedel.

„Dresden, 24. Mai 1815.

Schon oft, mein verehrter Freund, hatte ich die Feder in der Hand, um Dir über meine öffentlichen Verhältnisse mein Herz auszuschütten. Immer verschob ich es, weil ich noch einen Zeitpunkt erwartete, der meinem Beschluss das letzte Siegel aufdrücken sollte. Dieser Zeitpunkt ist jetzt erschienen, indem die Entscheidung des Schicksals, das unser gemeinschaftliches Vaterland zertrennt, durch die Zustimmung des Königs ihre volle Sanktion erhalten hat.

Von jeher durchdrungen von der Überzeugung, dass Deutschland nur dann gross und stark sein könne, wenn es nur grosse Staaten oder, wenn es möglich wäre, ein Reich, ein Volk bildete, gab ich mich seit dem Sturz der Französischen Herrschaft, unbefangen dem Wunsche hin, dass Sachsen mit Preussen vereinigt werden möchte. Die Ankündigungen und Versicherungen, die hierüber in offiziellen Formen geschahen, berechtigten zu diesen Erwartungen, bis dass die unglückliche Teilung Sachsens auflöste und niemanden befriedigte.

Ich bekenne indessen freimütig, dass ich jenen Wunsch gehabt und dass ich daraus nie ein Geheimnis gemacht habe. Aber ich versichere auch, dass ich die Meinung derer geachtet habe, welche das Wohl von Sachsen lediglich von dem Fortbestehen seiner früheren Existenz unter seinem ehrwürdigen Regentenstamme erwarteten. Ich habe nie einen Bekämpfer für meine Ansichten, für meinen Glauben gemacht, aber als ein freier Mann werde ich mich auch nie des Rechtes begeben, über das Wohl und Wehe des Vaterlandes auch meine Überzeugung zu haben. Ich achte und ehre die Fürsten, wie ich soll; ich ehre den König wegen seiner vielen trefflichen Eigenschaften. Aber, wenn von Völkerglück die Rede ist, so glaube ich, dass Dynastien sich ihres Regentenrechtes wohl begeben können, sobald zwischen bei-

den eine Collision eintritt.

Dieses Glaubens ungeachtet habe ich nicht aufgehört, ein Staatsdiener des gesamten Königreichs Sachsen zu sein. Ich habe das Interesse desselben, ohne Rücksicht auf die beabsichtigte Theilung, heilig gehalten und mich hoffe, dass mich die Akten hierüber rechtfertigen werden. Jetzt aber, wo das bisherige Ganze zerteilt wird, sehe ich meine Verhältnisse als beendet an und ich muss von ihnen scheiden.

Wenn Du, mein Einsiedel, meine Verhältnisse ruhig beachtest, wenn Du erwägst, dass das, was meines Glaubens ist, und was ich freimütig bekannt habe und noch bekenne, unmöglich im alten Sachsen und bei dem Hofe gebilligt werden kann, wenn Du bedenkst, dass ich als Präsident der früher nicht bestandenen und schon um deswillen angefeindeten Kriegs-Verwaltungskammer sowie als Mitglied der sehr verschrienen Central-Steuer-Commission und als Gouvernementsrat unter Russischen und Preussischen Gouvernements tätig gewirkt habe, so wirst Du selbst gestehen müssen, dass ich im alten Sachsen nicht mehr dienen kann.

Ich kann es aber selbst von meiner Seite nicht, weil ich inconsequent und zweideutig erscheinen würde. Dieses alles hat mich bewogen, dem König in der Anlage um meine Entlassung zu bitten. Ich lege diese Schrift in Deine Hände und ersuche Dich, mir, womöglich mit erster Gelegenheit wissen zu lassen, wie man mich darauf bescheiden will, d. h. ob ich einen gehörigen Abschied erhalte, oder ob man mich mit mühseligem Bescheid ziehen lässt.

Ich bin darüber unbekümmert, denn ich kann frei vor Gott treten und bekennen, dass ich treu und redlich meinem Vaterland gedient habe. Das ich aber nun um meinen Abschied ansehe, nachdem ich meine Laufbahn für beendet halte, kann kein Verbrechen sein.

Man hat gesagt, ich sei im Preuss. Dienst schon angestellt. Mich bindet durchaus noch keine andere Pflicht. Meinem Freunde Einsiedel bin ich aber schuldig, alles freimütig zu erörtern, was in dieser Beziehung an mich gelangt ist. Wenn man in einem Lande wie Sachsen an der Spitze einer so viel auslassenden Administration steht, wie die ist, welche ich unter so schwierigen Umständen geleitet habe, so ist es natürlich, dass man nicht unbekannt bleibt. Ich kann es bei Gott versichern, dass es mein innigster Wunsch war, nach Aufhebung meiner hiesigen Verhältnisse in das Privatleben zurückzukehren und mit meiner Familie in der Stille zu leben. Indessen erhielt ich vor 2 Monaten schon ein sehr verbindliches Schreiben des Fürsten Hardenberg, worin mir eine Anstellung im Preuss. Dienst angetragen und ich aufgefordert wurde, mir die Stellung, die ich wünschte, selbst zu wählen. Ich

habe geantwortet, das es zwar mein Wunsch gewesen wäre, in das Privatleben zurückzukehren, da jedoch das abgetretene Sachsen auch mein Vaterland sei, so wäre ich geneigt, für dasselbe in der Provinz zu dienen. Bald darauf, als ich dieses geschrieben hatte, ereignete sich die Begebenheit mit Napoleon, welche zu neuem Kampf aufforderte. Schon früher war es meine Absicht, unter den deutschen Männern gegen Franz Herrschaft in Kampf zu treten und da ich mich gesund und kraftvoll fühlte, so erbot ich mich zum Militärdienst und bat um sofortige Anstellung. Die Erfüllung dieses Wunsches ist mir versagt worden. Man glaubt, ich könne der allgemeinen Sache in einem umfassenderen Verhältnis dienen, als es in einem subalternen Militärdienst geschehen dürfte, um welches ich nur gebeten hatte.

So liegt die Sache mit mir und nicht anders. Nun, mein verehrter Freund, lass uns nicht rechten über das, was jeder von uns für das Beste des Landes hält. Unsere Ansichten sind natürlich verschieden. Wir wollen sie aber gegenseitig achten, da sie Jeder aus reinem Gemüte, nach seinem besten Wissen und Gewissen und Überzeugung geschöpft hat.

Mein Beschluss ist unwiderruflich. Für mich darf keine Änderung stattfinden. Ich scheide gewiss. Dass es ruhig und in guter Form geschehen möge, das ist ein natürlicher Wunsch. Ich scheide mit hoher Ehrfurcht für den König, dem Gott Kraft und Stärke, Glück und Segen verleihen möge. Ich wünsche, dass er stets einen solchen Minister habe, wie mein trefflicher Einsiedel ist. dann wird ja auch das bleibende Sachsen wieder aufblühen. Die Trennung hat viel Bitteres, aber ich werde Alles männlich übertragen. Möchte ich die Überzeugung behalten, dass mir Deine Liebe und Freundschaft und das Wohlwollen Deiner verehrten Gemahlin auch in der Entfernung bleibt.

Ich habe Gott stets kindlich gebeten, mich zu führen, wie es sein Wille ist. Ich habe nichts aus Eitelkeit, nichts aus Leidenschaft und Persönlichkeit unternommen. Mein Gewissen ist ruhig. und ich gehe mit Vertrauen auf den Herrn die neue Bahn, die ich nicht kenne und selbst nicht wählen mag."

No. 101. S. 180/81. Minister Graf Einsiedel an Moritz von Schönberg.

Prag, 4. Juni 1815. Mit Deinem Briefe, lieber Schönberg, bin ich gestern hier empfangen worden. Dass Du Deine Entlassung suchst, kann ich nicht missbilligen. An das hohe Concil geht Deiner Entlassung wegen heute ein Rescript, und von dort wird Dir solche bekannt gemacht werden. Mein erstes und mein letztes Gefühl hierbei ist der Schmerz unserer Trennung. seit 20 Jahren sind wir durch verschiedene Verhältnisse einander nahe gebracht worden, und mit jedem Jahr hatte sich meine Freundschaft und meine Achtung für Dich vermehrt. Im Jahre 1813 schien für unsre Verbindung eine neue Epoche anzugehen. meine Verhältnisse gaben mir mehr Freiheit im Handeln und an der Hand eines so edlen, freimütigen, frommen Freundes wie Du mein geliebter Schönberg, schien sich mir eine neue Welt zu öffnen, so trübe auch noch damals die Gegenwart war. Dieses alles ist nun dahin und für immer für mich verloren, weil ich einem Freunde, wie Du, nie wieder begegnen werde. — Leb wohl, theurer Freund, erinnere Dich oft mit Liebe meiner und meiner Frau, die Dich so sehr achtet und schätzt. Gott sei mit Dir, Deiner edlen Frau Gemahlin und Eurer liebeswürigen Tochter.

Dass unsere Ansichten über den Stand der Weltbegebenheiten verschieden sind, kümmert mich weniger. ich bin vollkommen überzeugt, dass nicht die nach geographischen, statistischen, militärischen und anderen Verhältnissen berechneten verschiedenen Stellungen der Mächte das Glück der Welt machen, sondern dass es allein beruht auf der Achtung für die Rechte eines Dritten, auf der Berufstreue der Fürsten und auf ihrem Herschen und Verlangen nach der Wahrheit und nach Gott. Mein Trost und mein Stolz ist, dass der Fürst, dem ich diene, von jenen beglückenden Eigenschaften viele besitzt. Bei den Opfern, so ich diesem Dienst bringe, wird man mir Parteilichkeit nicht vorwerfen können.

Nochmals, leb wohl, teurer Schönberg!

(eingeg. den 7. Juni 1815.)

Moritz von Schönberg, Sibylla v. Ende
geb. 1556, Gest. 28.1.1620. a.d.H. Wildenhain.
auf Auerswalde und Fuchshain.

Moritz Haubold von Schönberg. 1.) Dorothea v. Bünau. (1635.1.
geb. Gest. 14.8.1639, 2.) Marie Sophie v. Ende. /5.
auf Fuchshain, dann auf Neumark, Treuen, Irfersgrün und
Börnichen.

Hans Adam Wolf von Schönberg, Anna Katharina v. Pflugk
1627 - 1651, a.d.H. Geusswitz.
auf Geusswitz und Treuen.

Moritz Caspar Caesar von Schönberg, Sibylle Magdalene v. Neitschütz
geb. 7.7.1659, gest. 14.6.1733. a.d.H. Zerbitz.
auf Geusswitz und Wildensee.

Caspar Rudolf Siegmund Johanna Dorothea Johana Christoph Marg. Sibylle
von Schönberg, Maria v. Watzdorf, von Schönfeld, dal. v. Carlow
auf -vm. 30.5.1730: auf -vm. 1727:
Geusswitz und Wildensee a.d.H. Klein=Kindorf. Löbenitz, Leu=
bei Zeitz. litz, Bärensdorf.
geb. 27.11.1706, geb. 13.8.1710, geb. 6.11.1701, geb. 1706,
gest. 21.9. 1744 gest. 25.8.1773. gest. 18.4.1762. gest. 1767
in Meerane. in Löbenitz

~~Carl Haubold von Schönberg,~~ vm. 17.11.1768: Joh. Wilhelmine v. Schön
Kursächs. Major im Regiment v. Reitzenstein, a.d.H. Löbenitz. 21
~~18.7.~~ geb. 18.10.1731 in Meerane, geb. 26.9.1739 in Löbenitz
gest. 17.12.1790 in Zeitz. gest. 21.10.1825.

Moritz Haubold von Schönberg,
geb. 22.9.1770 in Dresden,
gest. 8.4.1860 auf Gross=Krausche.

Wilhelm von Kugelgen

über seinen Besuch in Gaadenberg und Krausehe i.J.1857.

Heym, am 9. Juli 1857. Heute will ich mal nur erzählen. Ich bin mit der Herzogin in Gaadenberg gewesen.---

Um 3 Uhr waren wir in Gaadenberg und dinierten bei einer alten Tante der Herzogin, einer Frau v. Richtofen, geb. Prinzessin v. Holstein, welche Herrkuterin geworden ist und sich dahin zurückgezogen hat. ----

(Am andern) Nachmittag ging ich nach Krausehe. Hierv sass mit einer großshirnigen Gartennütze im Lindenschatten der alte 86 jährige Oberpräsident Schönberg, Augustens Vater, mich ganz nach alter Art lachend und mit Witzen empfangend. Umgeben war er von blühenden Enkelinnen, den jungen Gräfinnen Schlieffen. Abends fand sich Augustchen bei Richtofens ein. Sie setzte sich zu mir und ich merkte bald, dass ichs mit einem sehr überlegenen Wesen zu tun hatte, mit einer merkwürdig klugen, kenntnisreichen und ganz gediegenen Frau, die mich unbeschreiblich anzog, doch wohl nicht blos wegen besessener köstlicher Eigenschaften, sondern weil ihr ab und zu das Kind noch aus den Augen lachte, für das ich mich, wie du weisst, einst so interessiert habe. "

